E. T. S.

Das Original befindet sich im Besitze des Verlegers, durch welchen auch Facsimiles der Handschrift billig zu beziehen sind.

gez. v. W. H.

Verlag von Otto Spamer.

Satyrisch-literarisches

Taschenbuch für 1848.

Unter

Mitwirkung des jüngsten Deutschlands

herausgegeben

Von einem Unberühmten.

Leipzig

Otto Spamer's Verlag.

G.H. BIBL. Z. WEIMAR.

Ein offener Briefwechsel ſtatt einer guten Vorrede und gegen eine ſchlechte Nachrede.

Der Unberühmte an den Verleger.

. . . . . am 2. November 1817.

Mein Herr!

Mit Entrüſtung nahm ich geſtern die Correcturbogen zur Hand, welche ſie mir überſchickten. Eine kühne frevleriſche Hand hat das Vertrauen, mit dem ich meinen vollen Papierkorb gewöhnlich in den Vorſaal ſtelle, mißbraucht! Man hat mich förmlich um Dinge beſtohlen, die keineswegs für das Licht der Oeffentlichkeit beſtimmt waren.*) Und Sie wollen es wagen, dieſe Blätter, welche aus den augenblicklichen Ergüſſen meiner guten oder üblen Laune entſtanden ſind, dem deutſchen Publikum vorzulegen? Mein Herr, haben Sie Achtung vor den größten Erſcheinungen unſerer Literatur, oder ſoll ich Sie wirklich für einen gewöhnlichen Leipziger Buchhändler halten? Bedenken Sie, daß es ſich hier um die Göthe's, Schiller's und Leſſing's unſeres Jahrzehends handelt; bedenken Sie, daß es die höchſte Pflicht eines jeden Deutſchen iſt, unſere Nationalliteraten wie

*) Sollte ſich der Verfaſſer der Charakteriſtik „Beſuch bei dem Unberühmten", (S. 148) dem der Verleger dieſe merkwürdigen Papiere zu danken hat, wirklich ein ſolches Attentat, auf welches der Unberühmte hindeuten zu wollen ſcheint, haben zu Schulden kommen laſſen können?!

D. V.

Vater und Mutter zu ehren, „auf daß es uns wohl ergehe auf Erden"; bedenken Sie ferner, daß unsere simpeln Zustände es nicht erlauben, wie in dem korrumpirten Frankreich oder dem in Erbweisheit versinkenden England, öffentliche Charaktere an den Pranger der Wahrheit und der freien Kritik zu stellen; bedenken Sie endlich die Gewissensqualen und Herzenszerknirschung, die sich Ihrer eigenen schwachen Verlegerseele zur Ostermesse bemächtigen wird, falls dies bei Ihnen erscheinende Buch aus begründeter Mißachtung nicht — gekauft würde! Ich ersuche Sie im Namen aller ehrlichen unbekannten Schriftsteller, ja ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen nicht heilig zu sein scheint, von Ihrem wühlerischen Unternehmen, Ihrem vernichtendem Vorhaben mit seinen destruktiven Tendenzen abzustehen! — Anbei erhalten Sie die Correkturbogen unberührt wieder. Fordern Sie nicht von mir das Unmögliche. Schon der bloße Gedanke an eine solche That lähmt mir alle Glieder — ich kann meinen Namen, meinen Ruf, meine ganze Existenz, meinen Vorruhm und alle Aussichten auf eine große, feste, unerschütterliche, ehrwürdige Clique nicht so leicht auf's Spiel setzen — ich habe Weib und Kinder — haben Sie Erbarmen mit ihrem

Hochachtungsvoll ergebenen
Unberühmten.

Der Verleger an den Unberühmten.

Leipzig, 6. November 1847.

Ew. Wohlgeboren

belieben beifolgenden Kontrakt — betreffend den Verlag und die Honorirung des Herausgebers von „X. Y. Z." fat. lit. Taschenbuch für 1848, 11 Bogen u. s. w., mit Rthlr. 300 — mit Ihrem werthen Namen zu zeichnen. Die Correkturen, werde ich so frei sein, selbst besorgen zu lassen. Genehmigen Sie die Versicherung meiner unbegrenzten Hochachtung

Der Verleger.

Der Unberühmte an den Verleger.

10. November 1847.

Mit noch bedeutenderer Entrüſtung las ich eben Ihren zweiten Brief. Zu der aufgebürdeten Schmach fügen Sie noch eine Lächerlichkeit! — X. Y. Z. welch' abſurder Titel! — Wiſſen Sie denn, daß dieſe ſcheinbar nichtsſagenden Chiffern, mit welchen Sie Ihr literariſches Taſchenbuch beehren, ſoviel wie „unbekannte Größen" bedeuten? Oder verbinden Sie mit dieſen drei ominöſen Buchſtaben einen noch tiefern Sinn? Ich habe alle Lexika deshalb nachgeſchlagen und kann darüber keine Erklärung finden. Sogar in allen acht Auflagen des königl. ſächſ. konzeſſ. Brockhaus'ſchen Converſationslexikons der neuen, neuern und neueſten Zeit finde ich — Nichts. — — Sie werden mich hoffentlich nicht als Herausgeber nennen. Der Tag, an welchem dies Buch mit meinem Namen erſchiene,*) würde mir alle Luſt zum irdiſchen Leben — und alle Hoffnung auf Unſterblichkeit rauben! Was würden meine intimen Freunde, ein Trutzkopf, Bartmann, Stocking dazu ſagen, wenn ſie plötzlich ihre, mir unter dem Siegel offener Verſchwiegenheit anvertrauten Manuſcripte veröffentlicht ſähen?! — — Das mir gütigſt angebotene Honorar von 300 Rthlr. muß ich bringend zurückweiſen. Nicht für alle Schätze unſerer jüngſten Literatur wollte ich mich zu einer ſolchen Frevelthat erkaufen zu laſſen. Ich proteſtire hiermit feierlich gegen jede fernere derartige Zumuthung. Mag der Erfolg Ihrer ſchwarzen illuſtrirten Mordanſchläge welch' immer ſein, meine Hände ſollen rein von jeder Schuld bleiben. Ich beſchwöre Sie nochmals, den Druck meiner kleinen Papiere zu unterlaſſen. Vergeſſen Sie nicht, daß Sie früher Menſch und Chriſt als Verleger waren.

Hochachtungsvoll und ergebenſt
Der Unberühmte.

---

*) Iſt ſchon deshalb nicht möglich, weil der eigentliche Name des Unberühmten ein unergründliches Myſterium iſt.
Der Verleger.

Der Verleger an den Unberühmten.

Leipzig, 15. Dezember 1847.

Ew. Wohlgeboren

werthes Schreiben vom 6. v. M. nebſt Rückſendung des nicht gefertigten Contraktes iſt mir geſtern richtig zugekommen, wovon ich Sie hiermit in Kenntniß zu ſetzen, mir erlaube. Sie erhalten auf gefälliges Verlangen mit nächſtem Pakete das bei mir verlegte Taſchenbuchs X. Y. Z., welches Sie laut Fraktura an meine ordre zu zahlen belieben.

Mit bis jetzt unerhörter Hochachtung
Der Verleger.

Der Unberühmte an den Verleger.

. . . . . 20. Dezember 1847.

Mein Herr!

Ihre Kaltblütigkeit entſetzt mich! Sie ſind grauſam. Das Exemplar eines Taſchenbuchs, gegen deſſen Erſcheinen ich ſeit drei Wochen aus Leibeskräften proteſtire, ſoll ich noch baar bezahlen? Mein Herr, Sie wiſſen, ich bin unberühmt — und habe Weib und Kinder, — es iſt wirklich rein unmöglich! — Noch eine dringende, meine letzte Bitte. Veröffentlichen*) Sie unſern Briefwechſel; es iſt das Geringſte, was Sie thun können, um den Raub an meinen harmloſen Gedanken, an meinem Vor- und Nachruhme, vor Gott und den Literaten zu verantworten.

Hochachtungsvoll ergebenſt
Der Unberühmte.

---

*) Dem Wunſche des Unberühmten wird hierdurch Genüge geleiſtet. Seine Bedenklichkeiten kamen zu ſpät!!

D. V.

Inhalt.

I. Vorleſungen über Geſchichte der modernen Literatur. Nach Heften von Gambrinus.

Einleitung.

Kapitel I. Das junge Deutſchland.
Carl Trutzkopf, Heinrich Lobe, Guſtav Schüchtern, Theodor Maul, Ludolph Windpark.

Kapitel II. Friſeure, Nachzügler und Lakaien des jungen Deutſchlands.
Aug. Klewald, Ernſt Vollkomm, Arnim Starkgraf, Wolfgang Wenzel.

Kapitel III. Deutſche Philoſophie.
1. Kap. Norddeutſche Philoſophie.
2. " Süddeutſche Philoſophie.
3. " Oeſterreichiſche Philoſophie.

Kapitel IV. Die Weiber.
Karoline Pichlerin geb. v. Weiner, Idunna Gräfin Ha! Ha!, A. v. Störmberg, Theeröſe, Frau von Gottwie Kahl, Fettina, Louiſe Kühlbach, Fanny Jenny, Clementine, Bärbel Paoli, Frau von Gotczin, Adelheid v. Stolperfort, Anna Droſte v. Fiſcherring, Louiſe v. Polonius.

Kapitel V. Die Politiſchen.
Emanuel Waibel, Ferd. Freilichgrab, Franz Dünkelſtets, Hoffmann v. Gallersleben, Robert Putz, Georg Hinweg.

Kapitel VI. Das jüngſte Oeſterreich.
Karl Pech, Alfred Mäusner, Moritz Bartmann, Eduard Lautner, Hermann Kollett, Johannes Bummelmeyer.

Kapitel VII. Die Unentſchiedenen.
Eduard Luller, J. Muſen, Ludwig Pechſtein, Heinrich Kunig, Levit Stocking, Berthold Urbach, J. Dank, Friedrich Nebbel, Adalbert Schrifter.

Kapitel VIII. Die Entſchiedenen.

Kapitel IX. Die Journaliſten.
Von Oettinger bis auf die neueſte Zeit.

II. Moderne Dichtungen.

1. Naturſcenen. Von Karl Pech.
2. Ein naſſes Grab. Von Moritz Bartmann.
3. Der Wahn der Zeit. Von Ludwig Bäuer.
4. Allons d'ruf! Entwurf zu einer deutſchen Marſeillaiſe.
5. Fahrender Weltſchmerz. Von A. Mäußner.
6. An Hermann Kollet. Für H. Heine.

III. Modernes Drama.

Gabriel Ukoſta. Trauerſpiel in 5 Akten. Im Entwurfe mitgetheilt von C. Trutzkopf.

IV. Literariſches.

1. Ungedruckte Briefe von Göthe. Mitgetheilt von Karl Striemer.
2. Der geſcheidte Arthurle. Dorfgeſchichte von B. Urbach's ſel. Erben.
3. Aus dem Wanderbuche eines verabſchiedeten Hausknechts.

V. Zur Literatur und Kunſt.

1. Die Karlsſchüler von H. Laube. Aus einem Briefe meiner Tochter Karoline an ihre Mutter.
2. Mein Beſuch bei dem Unberühmten. Charakteriſtik von F. Freiherrn v. M.....
3. Trutzkopf's Jürgen Wullenweber. Erſte Aufführung auf dem Kölner Stadttheater. Vorbericht von Levit Stocking.
4. Die trauernden Mehlſäcke. Oelgemälde von Carl von Möppl. Kunſtbericht von Heſekiel Kieſelack.
5. Die rationale Schafzucht. Leipzig 1848. 22 Bogen. (Cenſurfrei!!)

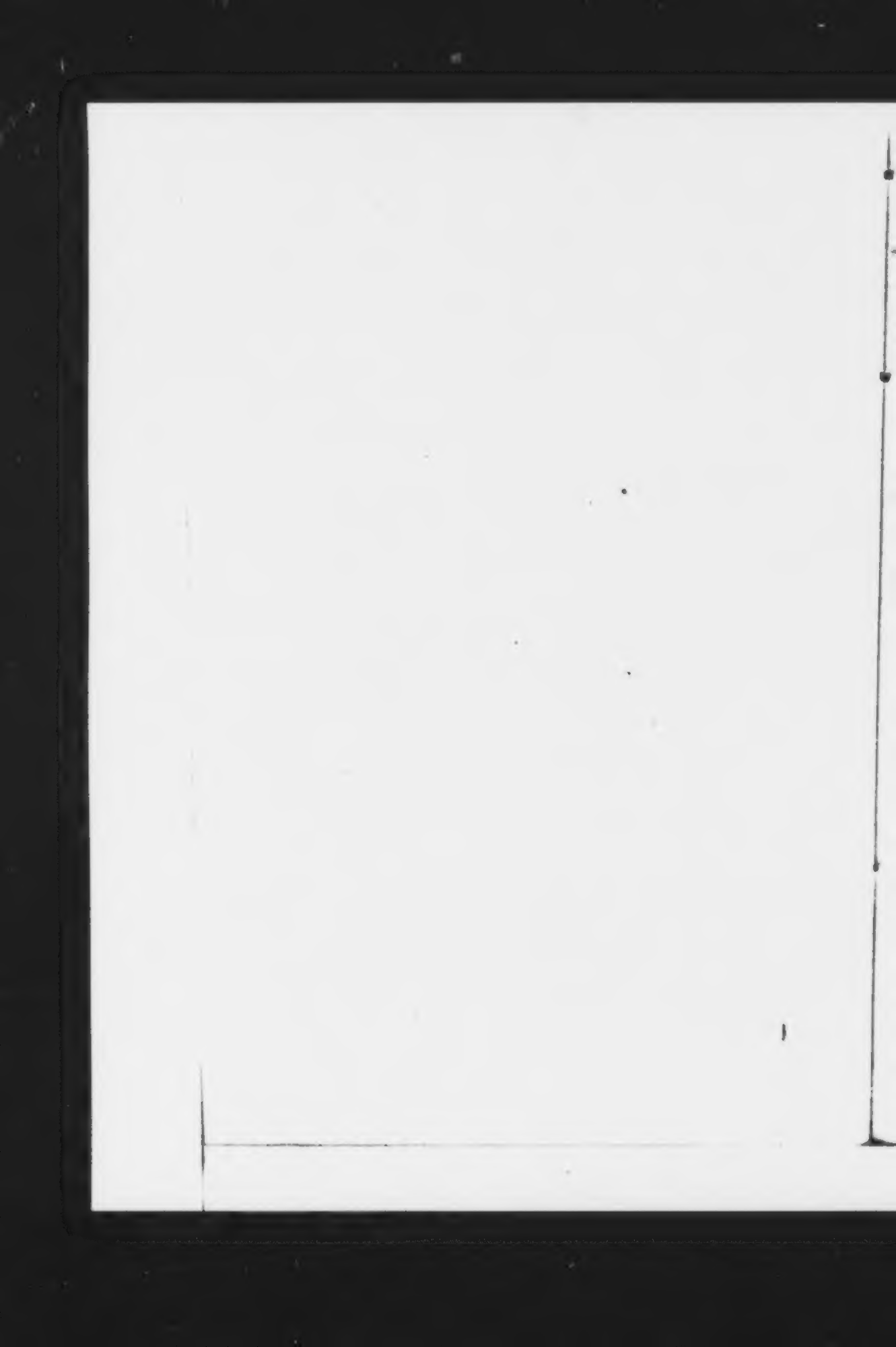
Anzeige. Grog. Wochenſchrift für die geiſtigen Intereſſen der Menſchheit.

I.

Vorlesungen

über

moderne Literatur.



Vorleſungen über Geſchichte der modernen Literatur.

Nach Heften von Gambrinus.

Einleitung.

Meine Herren! Unſere Literatur iſt die Durchdringung des Allgemeinen durchs Beſondere und des Beſonderen durchs Allgemeine; ſie iſt alſo die Objektivirung des Na-

tionalgeiſtes und die zum Selbſtbewußtſein erhobene Theorie. Wer dieſe Sätze, Reſultate der dialektiſchen Selbſtbewegung nicht verſteht, der ſteht nicht auf der Höhe des Zeitbewußtſeins, noch weniger auf dem Gipfel des abſoluten Begriffs. Das macht aber nichts. Sie müſſen ſich vor Allem auf den überalleshinausigen Standpunkt ſtellen — dann iſt Alles gewonnen. Darum ſchnell und ohne Uebergänge zur objektiven Wahrheit, d. h. zur That — das heißt: zu den Werken unſerer jüngſten Nationallitteratur.

Kaput I.

Das junge Deutſchland.

Im Juli des Jahres 1830 gab es in Frankreich ein dreitägiges Gewitter — da platzten in Deutſchland die Schoten und die Freiheitshelden wuchſen aus der Erde. Es war von jeher ſo, daß wenn es in Frankreich gewitterte, der deutſche Boden fruchtbar wurde, die deutſchen gemüth-

lichen Veilchen zu duften aufhörten und die deutſchen Eichen ſich zu ſchütteln und zu brauſen anfingen. Die deutſchen Eichen, die ſo ſchnell aufwuchſen, mußten natürlicherweiſe ſehr jung, ſchlank und ſchwach ſein, und man nannte ſie darum alle zuſammen „Das junge Deutſchland". Das junge Deutſchland war zwar kein Wald, denn es beſtand blos aus fünf magern Eichen und hatte mehr das Ausſehen eines Küchengartens — aber einen Lärm machte es, als wäre es der Teutoburger Wald, in welchem Hermann den Varus geſchlagen, oder als wäre es der Wald von Dodona, in welchem man weiſe Orakelſprüche zu hören bekam. Um aber ohne Bild, ſondern klar und deutlich zu ſprechen, wie es ſich für einen deutſchen Literarhiſtoriker geziemt: die fünf Herren, die das junge Deutſchland erfanden, hießen: Trutzkopf, Lobe, Windpark, Schüchtern und Theodor Maul.

Damit wir jedoch die Motive und Beweggründe, welche das Thun und Treiben der genannten fünf Heroen beſtimmten, klar und anſchaulich dem gründlichen Deutſchen vorlegen können, müſſen wir auf frühere Zeiten zurückgehen.

In der Mythenzeit der Zwanziger Jahre trat in Deutſchland ein junger Teufel auf, wie ſich ihn die ganze

romantiſche Schule mit all' ihrer Phantaſie nicht zu träumen oder zu erſinnen im Stande war. Es war ein Vetter des Goethe'ſchen Mephiſto, trat als Kavalier auf, trug ein Barett mit Federn und ein Mäntelchen von ſtarrer Seide. Den hinkenden Schritt ſeines Pferdefußes wußte er hinter einer wunderbaren Melodie ſeines Geſanges und den infernaliſchen Geruch ſeines Weſens hinter Veilchen- und Roſenduft ſo gut zu verſtecken, daß er in den beſten und prüdeſten Geſellſchaften, ſelbſt Berlins, mit Jubel aufgenommen wurde. Dabei verſtand er die Art, mit Hexen umzugehen, ſo vortrefflich, daß er die alten und die jungen eroberte und auf dem deutſchen Blocksberge ſein Hausrecht einnahm und gebrauchte.

Dieſer junge, liebenswürdige Teufel ſtudirte in Göttingen, was den Deutſchen Recht iſt, [illegible] in Berlin Hegel'ſche Philoſophie, und merkte früher als alle Hegelianer von Profeſſion, wie viel Hölle in dieſem Philoſophen ſtecke, und benutzte ſie nach ſeiner Art. Ein „Buch der Lieder", das er herausgab, klang viel lockender als das Ständchen Mephiſto's unter Gretchen's Fenſtern, und das romantiſche Deutſchland nahm dieſen eingeteufeltſten der Teufel als einen ſeiner größten Dichter auf und nannte ihn Heinrich Heine.

Einige Zeit, bevor dieſer liebenswürdigſte, verführe-

riſcheſte Emiſſär Lucifers aus der intereſſanten Hölle heraufſtieg, verließ ein Sohn des Erzengels Michael ſeinen Himmel, um auf der ſchmerzerfüllten, dem Truge dahingegebenen Erde dem vorgenannten Teufel die Spitze zu bieten. Er kleidete ſich in das Gewand der Niedrigkeit und ließ ſich in Frankfurt am Main von einer jüdiſchen Mutter gebären. Er wollte erſt Arzt werden, aber ſein Vater Michael ſagte zu ihm: — Es gibt ſchmerzlichere Wunden zu verbinden, als die leiblichen ſind, — und er ging hin und ſtudirte, nicht was den Deutſchen recht iſt, ſondern was ihnen Recht ſein ſollte und was ihr Recht iſt. Das predigte er mit begeiſterten Worten, und die Hohen horchten ihm mit Schrecken und die Niederen mit ſtiller Freudigkeit — zur lauten hatten es damals die Deutſchen noch nicht gebracht. Aber er wurde verfolgt wie alle Geſandte des Himmels und ſtarb verbannt auf fremdem Boden. Er hieß hier auf Erden Baruch Börne.

Die Triumphe der Beiden ließen das junge Deutſchland nicht ſchlafen. Sie raſirten ihre Bärte nicht, ließen das Haar à la jeune Allemagne wild wachſen und gingen daher, ein Schrecken der guten Philiſter, jeder Einzelne ein Simſon. Am betrübteſten und unausgeſchlafenſten war Karl Trutzkopf. Gern hätte er graziös getanzt, gefochten und geſungen wie der junge Teufel Heine, und

gern apoſtoliſch gepredigt wie der heilige Baruch. Er nahm darum bei franzöſiſchen Tanzmeiſtern aus dem vorigen Jahrhundert Unterricht und ſtudirte die Menſchheit, um ſie in ihren Extremen aufzufaſſen, in ſogenannten lüderlichen Häuſern. So entſtand ſein Buch: „Walli, die Zweiflerin“, eine moraliſche Erzählung für Kinder unter zehn Jahren; denn er wollte ſich ſein Volk und ſein Publikum von Kindesbeinen an auferziehen, um es für die großen Ideen reif zu machen, die ihm eine berühmte, tugendhafte Frau, Lucinde von Schlegel, beigebracht. Aber ein Gensd'arm, Namens Wenzel, eine wunderbare Erſcheinung unter Gensd'armen, denn er war ein ausgeſprochener Fortſchrittsmann, nahm Trutzkopf das Buch ſehr übel auf, da es zu viel altbackene chriſtliche Hausmoral enthielt. Darüber entſpann ſich ein Streit und der Gensd'arm nahm den jungen deutſchen Dichter gefangen und ſperrte ihn bei Mannheim in's Gefängniß. Da ſaß er nun, ein zweiter Huß oder Galiläi, und büßte dafür, daß er die Jugend moraliſch machen wollte durch Aufdeckung der verhüllten Natur, durch Darſtellung der nackten Schönheit, und erwartete den Scheiterhaufen.

Da er aber immer nicht verbrannt wurde, langweilte ſich Karl Trutzkopf ſehr. Um ſich die Zeit zu vertreiben,

ließ er ſich eine Allongenperrücke kommen, dazu ein habit français, Schuhe mit Schnallen und Escarpins, und ver-

kleidete ſich als Montesquieu. In dieſem Coſtüm ſetzte er ſich, redete ſich ein, wirklich Montesquieu zu ſein und ſchrieb ſeine „Philoſophie der Geſchichte“ von Trutzkopf, oder auch die „Geſchichte der Trutzkopf'ſchen Philoſophie“, oder „Die Philoſophie der Trutzkopf'ſchen Geſchichte.“

Es iſt ein merkwürdiges, tiefes Buch! Kein Menſch verſteht es, und die Löſung ſeiner Räthſel bleibt künftigen Geſchlechtern verbehalten. Es geht die Sage, es werde

einſt ein Oedipus kommen, der dieſes Sphinxbuch löſen und leſen werde. Gegenwärtig klammert ſich alle Hoffnung an Haltaus, in welchem die Welt den langerwarteten Krummbein zu erblicken glaubt. Wenn auch dieſer höchſt ſcharfſinnige Mann das erlöſende Wort nicht finden ſollte, dann baut der deutſche Bund auf der lüneburgerburger Haide eine Pyramide, die er von Haidſchnucken bewachen läßt, und legt darin das wunderbar ſybilliniſche Buch nieder, in Hoffnung auf beſſere, erleuchtete Zeiten, nachdem ſelbſt die beſten Juſtinus Kerner'ſchen Somnambulen, denen man das Buch auf den Magen gelegt, ihre Ohnmacht bethätigten. Trutzkopf ſelbſt, an den man ſich flehentlich gewendet hat, dieſer Noth der Zeit durch ein erlöſendes Wort abzuhelfen, geſteht zu, daß er es in einem viſionairen Zuſtande geſchrieben, wie er bei Gefangenen vorzukommen pflegt, und daß er ſelbſt das Verſtändniß des eigenen Buches eingebüßt.

Nach Vollendung dieſes großen Werkes, wodurch der Verfaſſer ſeine Ungefährlichkeit bewieſen, wurde er freigelaſſen. Er wendete ſich zuerſt nach Hamburg, wo er den „Telegraphen“ zur blitzſchnellen Verbreitung der Lobhudelei errichtete. Er ſelbſt wurde Director der Telegraphenlinie, die ſich durch alle deutſchen Länder, ein jedes Städtchen und jedes Blättchen ausbreitete. Trutzkopf

iſt der Schöpfer dieſes großartigen Syſtems, wenigſtens in Deutſchland, und als ſolcher nicht genug zu preiſen. Er beſetzte die einzelnen Punkte der Telegraphenlinie mit Genies, die er ſelbſt ernannte oder auch abſetzte, je nach ihrer Brauchbarkeit. Dieſe aber wurde nach der Schnelligkeit der Verbreitung Trutzkopf'ſchen Ruhmes und dem Verſtändniſſe jedes einzelnen kleinen Winkes ermeſſen. Wie ein großartiger Feldherr, wußte er ſeine Leute zu wählen, und die Genies wuchſen unter ſeiner Hand aus dem Boden. Manche ſind noch heute, nach mannichfachen Stürmen und Umwälzungen der Zeiten, auf ihrem Poſten, wie z. B. der große Wihl, der gehorſame Schirges, das Genie in partibus infidelium Levit Schünking und verſchiedene Andere.

Aber nicht zufrieden mit dieſer großartigen Anſtalt, mit welcher Trutzkopf Deutſchland — die Welt beglückte, ſchuf er noch eine andere, beinahe eben ſo wichtige. Wohl wiſſend, wie nöthig es dem weltreformirenden Schriftſteller iſt, mit der ganzen Welt im ewigen Zuſammenhang zu bleiben, zu wiſſen, was in jedem Poetendachſtübchen, hinter jeder Theatercouliſſe, hinter jedem Bettvorhange jeder Schauſpielerin, was in jedem Redactionsſtübchen jedes Localblättchens vorgehe — ſchuf der große Mann ein Korreſpondenznetz, das ganz Deutſchland umſpannt und deſ-

ſen Fäden er mit geſchickter und gewaltiger Hand leitet. Er ſchuf eine literariſche Hermandad, und wenn er dieſer nicht eine chambre noire beigab, iſt es bei Gott nicht des großen Mannes Schuld, ſondern die des Fürſten Taxis und der löblichen deutſchen Poſtämter. Trutzkopf iſt der Fouché der Literatur; Andere nennen ihn auch „den großen Handelsmann im Norden.“

Wir halten uns bei den großen, ſocialen Inſtitutionen dieſes Schriftſtellers länger auf als bei ſeinen literariſchen Werken, weil es ſich in ſeinem Leben mehr um jene handelt als um dieſe. So ſpricht man bei Franklin mehr von der amerikaniſchen Unabhängigkeit als von ſeinen kleinen Büchern; bei Robert Peel mehr von den Korngeſetzen als von dem Bändchen Gedichte, das er in ſeiner Jugend herausgab; von Mirabeau dem Staatsmann mehr als von Mirabeau dem Schriftſteller. Trutzkopf's eingeführtes Syſtem des gegenſeitigen und blitzſchnellen Lobes, ſeine Ueberwachungsmanier aller beſtehenden oder zu fürchtenden Rivalen werden länger dauern als alle ſeine Dramen! Das kann Trutzkopf mit Stolz und Beſtimmtheit behaupten.

Wir erwähnten Trutzkopf's Dramen. Von dieſen iſt nicht viel zu ſagen. Der große Dichter verſchmäht jede

Effecthascherei auf Kosten der Wahrheit; alles ist da, wie von selbst gewachsen, das Product unbewußten Schaffens, wie es sein großer Lehrer Hegel vom Dichter fordert — nirgends eine Spur angestrengten, reflectirenden Nachdenkens, oder Ausheckens, oder gewaltsamen Abringens. Die Sprache ist natürlich und ungezwungen, der Spiegel einer schönen Natur. Man erkennt in ihm das echte berliner Kind, den Alpensohn von fetter, grüner Matte, den treuherzigen, biedern, dessen Herz alle Schönheiten einer großen Natur von Kindheit an in sich trägt.

Und welches ist die Wirkung Truhkopf'scher Dramen auf der deutschen Bühne? Sie kommen und verschwinden, wie alles Große und Schöne, das auf dieser Erde keine bleibende Stätte findet. Die echte Sorte derselben läßt sich am besten aus dem von Truhkopf in diesem Buche mitgetheiltem Entwurfe zu seinem letzten großen Drama „Ariel Ukosta" erkennen. — Was die äußeren Verhältnisse Truhkopf's betrifft, haben wir nur noch hinzuzufügen, daß er jetzt Demagurg der dresdner Hofbühne geworden und daß er auch gegen Preßfreiheit geschrieben. Wir zählen das zu den äußereren Verhältnissen, weil gewiß nur ein äußerer, zeitgemäßer Grund ihn dazu bewogen. In neuester Zeit erfuhr die Welt, daß Truhkopf

mit ſeinen vielen großen Eigenſchaften auch die der Beſcheidenheit *) verbindet. Wie wahr muß das ſein, da der große Mann dieſe Tugend faſt zwanzig Jahre ſo gut zu verbergen wußte, daß ſelbſt ſeine Vertrauten (und er hat „Vertraute") ihre Exiſtenz nicht ahneten. Noch eine große That ſetzte vor Kurzem die Welt in Erſtaunen: nämlich die Entlarvung eines falſchen Smerdis, eines gewiſſen Fürſten Scharff von Scharffenſtein. Durch dieſe große That ſetzte Trutzkopf einer neuen Ueberſetzungsmanier einen kräftigen Damm, daß ſie die deutſche Bühne nicht wie die anderen Ueberſetzungen überſchwemmen könne: nämlich die Ueberſetzung aus dem Kalten in's Warme. Auf die fernere Wirkſamkeit des Dramatikers und dresdner Demagurgen werden wir in einem ſpätern Kapitel zurückkommen. Jetzt überfällt uns ein unheimliches Gefühl und die Angſt, es könnte ſich eine Tapete oder eine Fallthüre unſerer Stube aufthun und eine Art Trutzkopf'ſchen Homodei ausſpeien, der mit drohendem Finger vor uns tritt und ausruft: — Ich weiß Alles!

Alſo lieber zu einem andern unſchuldigen, weniger fürchterlichen jungen Deutſchen — zu Ludolph

---

*) Vergl. „Morgenblatt," 1847, Nr. 73.

indpark. Man weiß von ihm, daß er Manches geſchrieben und Vieles ſchreiben wollte. Er wollte Romane ſchreiben, er wollte die Welt verbeſſern, er wollte die Literatur auf ſeine ſtarken, breiten Schultern nehmen. Er iſt ein guter Mann und guter Muſikant — aber er ſpielt nicht. Nachdem er einige äſthetiſche Feldzüge unternommen, zog er ſich in Ruhe zurück und ſtreckte ſich als echter Germane auf die Bärenhaut, allwo er noch immer liegt Seit einiger Zeit will er nach Amerika auswandern, aber es findet ſich kein Schiff, das groß genug wäre, alle ſeine guten Vorſätze zu verladen. Auf ſeinem Grabſteine wird einſt zu leſen ſein: „Er wollte ſehr viel, er war ein Mann vom beſten Willen".

Nun kommen wir zu einer Epiſode, zu deren Ausmalung die trockene Feder des Literarhiſtorikers nicht ausreicht — ſie bleibt dem begeiſterten Griffel eines zukünfti-

gen Dichters vorbehalten: wir meinen die leidenſchaftliche Liebe Guſtav Schüchtern's zu Theodor Maul.

Hätte Shakeſpeare um dieſe Liebe gewußt und um den Liebesgram Schüchtern's, niemals hätte er die Schlußverſe ſeiner Tragödie ſo geſchrieben:

Nie gab's ein größeres Liebesweh
Als das von Romeo und Julie.

Er hätte ſie in folgende umgewandelt:

Nur eine ſolche Liebe kam noch vor:
Die Guſtav's war's zu ſeinem Theodor.

Und noch hätte Shakeſpeare gelogen — denn was iſt die Liebe Juliens im Vergleich mit der Liebe Schüchtern's zu Theodor — ein Schatten, ein Wahn, ein Nichts. Die beiden Shakeſpeare'ſchen Liebenden vergifteten ſich Eins für's Andere. Guſtav Schüchtern that mehr für ſeinen Theodor — er blamirte ſich für ihn. Er nannte ihn ein Genie, einen Meſſias. Nun wollen wir nicht leugnen, daß Theodor Maul in der That

ein Genie und ein Meſſias ſei, und noch mehr — aber die ſchnöde Mitwelt wollte das nicht glauben, wollte von dieſem Meſſias, wie von allen Meſſiaſſen, nichts wiſſen, und Guſtav Schüchtern ging hin, zeugte für ihn und ließ ſich kreuzigen. Es werden Zeiten kommen, da man nicht mehr glauben wird, daß die Beiden je gelebt — man wird ſie für bedeutungsvolle mythiſche Perſonen nehmen, für eine Allegorie, wie die Geſchichte der Dioskuren, die ihre Liebe und Unſterblichkeit theilten — oder man wird Schüchtern und Maul für die Geburten einer ſchönen, liebevollen Dichterphantaſie halten, wie Medſchmen und Leila. Die Kritiken Schüchtern's über Theodor Maul ſind mit das Schönſte, was Deutſchland, was die Welt an erotiſcher Poeſie aufzuweiſen hat; man ſtellt ſie, was die Weichheit betrifft, den Sonnetten Petrarca's, und als Ausdruck leidenſchaftlicher Glut den Ghaſelen von Hafis an die Seite. Theodor Maul verdient aber auch eine ſolche Liebe. Die Liebe und Anerkennung, die ihm die Mitwelt, die undankbare, ungläubige, liebloſe, verſagte — ſie concentrirte ſich nur in Einer Seele, in der Seele Guſtav Schüchtern's. So entſchädigt das Schickſal.

Wodurch Theodor Maul ſo große Liebe verdiente? — Durch ſeine Schriften, natürlich! Niemand verſteht es ſo, das Große klein, das Kleine groß zu machen, wie Theo-

dor Maul; Niemand ſo in den kleinſten Dingen den welthiſtoriſchen Zuſammenhang aufzufinden. Er nur konnte im Schritte der Elßler Weltgeſchichte, im Pas der Taglioni Goethe erblicken — in einem kleinen Dinge, wie doch Nicht-Hoſenträger ſind, den ganzen Jean Paul und ſeinen Styl und ſeinen Charakter aufſuchen. Theodor Maul iſt groß und Schüchtern ſein Prophet. Die innere Bedeutung der „Weltfahrten und Spaziergänge" hat erſt die neueſte Zeit finden und begreifen können. Zur Zeit, da ſie ſtatt fanden, konnte Niemand ahnen, daß ſie beſtimmt waren, Buchhändler- und Verleger-Bekanntſchaften zu machen, die ſpäter benutzt wurden. Die wunderbare Eigenthümlichkeit der Maul'ſchen Werke beſteht darin, daß ſie ewig die Verleger wechſeln und daß das eine Buch nicht mehr dieſelbe Firma trägt, die ſein Vorgänger beglückte. Theodor Maul iſt der Ahasver des Buchhandels und Guſtav Schüchtern ſein Käthchen.

Die bedeutendſten Werke Theodor Maul's zählt er ſelbſt:

1. Die Komödie der Neigungen — ein Stück in höchſt ſonderbar tönenden Verſen, deſſen Held ein ſcheintodter Junge iſt. Gewiß ein origineller Gedanke! Der Verfaſſer hat ſich in ſeinen Stoff ſo ſehr verſenkt, daß das ganze

Stück einen ſcheintodten Anſtrich hat — oder iſt es in der That ſchon als wirklich todt geboren? eine Art Abortus?

II. Eine Unzahl Romane und Novellen, die, im Gegenſatz zu der Komödie der Neigungen, ſcheinlebendig ſind, eben ſo wie die handelnden Perſonen, die darin vorkommen. Wir können die einzelnen Titel nicht aufzählen, weil es uns, einem gründlichſten und fleißigſten Forſcher der Literargeſchichte, nicht gelungen iſt, irgendwo im Publikum oder in Leihbibliotheken eine Spur davon zu entdecken. Wahrſcheinlich verwahrt ſie eine dankbare Mitwelt viel zu ſorgfältig, als daß man ihnen hier oder dort begegnen könnte. Auf unſeren Reiſen einmal begegneten wir in Hinterpommern einem höchſt ſonderbaren Kauz, der als Sonderling verſchrieen iſt, und dieſer merkwürdige Mann wußte einen Theodor Maul'ſchen Büchertitel auswendig. Wir verzeichneten ihn ſorgfältig in unſerm Notizenbuche; er heißt: „Die Wiedertäufer". Jener merkwürdige Mann in Hinterpommern iſt ſeitdem geſtorben und hinterließ keine Nachkommenſchaft.

III. Die Kunſt der deutſchen Proſa. Auch ein Buch.

IV. Eine Geſchichte der Literatur der Gegenwart — in welcher ſich der Verfaſſer auf die Schultern Friedrich Schlegel's hockt, um deſto größer zu erſcheinen. Kein rühmendes Wort wollen wir hinzufügen — wir begnügen

uns mit Anführung einer Stelle, die ihres unergründlichen, ſchrecklichen Tiefſinns wegen merkwürdig und für das ganze Buch charakteriſtiſch iſt. Theodor Maul, der über Alles zu ſprechen weiß, ſpricht in ſeiner Literaturgeſchichte*) über die Cholera, und zwar wie folgt:

„Die Cholera als den phyſiſchen Ausdruck des allgemeinen Zeitlebens anzuſehen, mochte man ſich überhaupt nicht ſo leicht enthalten. Der Organismus fängt aus der Mitte ſeines eigenen Lebens heraus (!) einen Krieg mit ſich ſelbſt an. Die Ganglien, oder das Syſtem aller Reizbarkeit und Erregbarkeit des lebendigen Daſeins, werden aus äußerſtem Drang (o, du Schalk) nach Thätigkeit zu Furien (hu!) und beginnen einen bacchantiſchen Tanz (ha!). In dieſer räthſelhaften Empörung ſpannt das Ganglienſyſtem alle ſeine labyrinthiſchen Netzgeflechte zu eben ſo vielen Todesſchlingen auf. Das Leben hat ſich aus Angſt und Unruhe in ſeine eigenen Eingeweide gegriffen (zum Mahlen!) und büßt die Leidenſchaft, ſich ſelbſt zu erkennen und ſich ſelbſt zu begreifen, zuletzt mit dem äußerſten Akt der Selbſtreflexion, nämlich: Sich ſelbſt auszuſpeien.“ —

Iſt das nicht groß, herrlich, erhaben? — Wer hat je

*) Th. M.'s „Literaturgeſchichte“, S. 355.

das Verbrechen „den äußerſten Akt der Selbſtrepexien“ genannt? Nur Theodor Maul findet ſo etwas.

V. Mehrere Zeitſchriften, die ganz Deutſchland waſſerſcheu machten. Theodor Maul eröffnete einen „Freihafen“, der verſandete — er wurde ein „Pilot“ und ſtrandete, und der „Delphin“ ſank tonlos in ſein naſſes Grab. Zu all' dieſen Seeunternehmungen wurden auf engliſche Weiſe die Matroſen gepreßt. Ihre Dioskuren waren Meyen und Kleien — Sterne erſter Größe mit etwas matt ſchimmerndem Lichte, die ſeit jener Zeit ganz vom Horizonte verſchwunden ſind.

Doch um in der Lebensgeſchichte, die bei den modernen Schriftſtellern meiſt bezeichnender iſt als ihre Werke, fortzufahren, ſo haben wir nur noch hinzuzufügen, daß Theodor Maul — treu ſeinen Fleiſchemancipationsideen — Schüchtern treulos wurde und ſich verheirathete, und zwar mit einer Schriftſtellerin, die aus dem Mecklenburgiſchen ſtampft und deren Schriften von zarteſter Weiblichkeit, ſubtilſter Keuſchheit und Jungfräulichkeit ſtrotzen. Guten Müttern und Penſionsvorſteherinnen ſind ſie beſonders zu empfehlen, um ihre Töchter und Zöglinge das Laſter in ſeiner ganzen unäſthetiſchen Scheußlichkeit kennen zu lehren und ihnen einen Abſcheu vor Leſung ſchlechter Bücher einzuflößen. Doch wir werden auf dieſes

diametrale Gegenſtück des verruchten George Sand ſpäter, in dem Kapitel über Frauenliteratur, zurückkommen. — Nur eine ſo zarte, mit ſo großen Eigenſchaften ausgeſtattete Weiblichkeit konnte ſtark genug ſein, das feſte Liebesband zwiſchen Theodor Maul und Guſtav Schüchtern zu löſen.

Mit ſeinem liebedurſtigen Herzen mußte ſich nun der arme, verlaſſene Schüchtern einen neuen Gegenſtand ſeiner Zärtlichkeit ſuchen, und er fand ihn — er fand ihn in Heinrich Lobe, dem fünften im Bunde des jungen Deutſchlands.

Lobe hatte alle Urſache, frühzeitig mit Heinrich Heine unzufrieden zu ſein; denn kaum hatte er ſeine „Reiſenovellen“ geſchrieben, die ſo ungeheueres Aufſehen machten, ſo kam Heinrich Heine und ahmte ſie wahrhaft äffiſch in ſeinen „Reiſebildern“ nach. Doch Proſt die Mahlzeit! Wie er ſich räuſpert, wie er ſpuckt — das

konnte ihm Heine freilich abſehen — aber den Geiſt, das Genie — die konnte er ihm nicht nachmachen, die blieben allein bei Heinrich Lobe. Dieſer verzieh dem armen Heinrich Heine auch großmüthig, trotz dem jüdiſchen Element. Ja, er klammerte ſich ſogar mit aller Zärtlichkeit an ihn, damit der arme Heine durch einen Abglanz ſeiner Herrlichkeit nur in etwas verklärt werde. „Das junge Europa“ deſſelben Verfaſſers nachzuahmen, war Heinrich Heine nicht mehr ſo unverſchämt. Man weiß nicht warum. War es unnachahmlich? Forsan!

In allen ſeinen Werken verräth Heinrich Lobe das ſchöne, leichte Blut eines Saltimbanque, das er auch oft im Leben bethätigte: z. B. damals, als er die Nachricht von Börne's Tode mit ſo heiterer Faſſung aufnahm. „Börne iſt ſchon lange todt — es iſt nichts an ihm verloren!“ — oder etwas der Art rief er aus, als er eben von einem Balle kam. Hätte er die Nachricht vor dem Balle erhalten, wir glauben nicht, daß ſich der chevalereske Lobe hätte abhalten laſſen, doch auf den Ball zu gehen und den liebenswürdigen Hyppolit zu ſpielen. Dieſe Geſchichte, dieſe Worte ſind ja nicht zu vergeſſen — ſie ſind zu charakteriſtiſch für das tiefe Gemüth Lobe's. Damals ſchon ſtak der Stoff zur Struenſee-Vorrede in dieſem zartbeſaiteten Herzen.

Als Lobe wegen gewiſſer Studentenſtreiche politiſcher Märtyrer und, ein zweiter Alcibiades, nach Muskau verbannt wurde, ſchrieb er jenes große Werk: „Die Literaturgeſchichte", welches nur bornirte Köpfe lächerlich, oberflächlich finden können. Daß er ganz bedeutende Werke deutſcher Literatur gar nicht erwähnte — daß er ſogenannte falſche Data angeführt — das wäre komiſch, ihm daraus einen Vorwurf zu machen. Was man nicht weiß, das exiſtirt nicht — und wie man die Sachen ſieht, ſo ſind ſie. Uebrigens muß man Lobe für dieſes große Nationalwerk dankbar ſein, wie es auch immer ausfiel. Iſt es nicht ſchön von ihm, ſich in den Mußeſtunden mit literarhiſtoriſcher Schriftſtellerei abgegeben zu haben? — Hätte er nicht ſeine ganze Zeit als Büchſenſpanner oder Neufundländer des Fürſten Pückler verwenden können? – Gewiß!!!

Nach ſeiner Loslaſſung ging Lobe nach Paris, um zu bewirken, daß George Sand keinen Deutſchen mehr vorläßt. Er lehrte ſie die Deutſchen als zu indiscret kennen. Nach Algier ſchickte ihn Louis Philipp, um als Unparteiiſcher mit den Arabern zu unterhandeln; aber die Araber fanden ihn zu franzöſiſch. In der That machte man Heinrich Lobe den Vorwurf, daß er zu franzöſiſch ſei. — Um ſeine Feinde Lügen zu ſtrafen, kam er nach Deutſchland zurück und wurde Schneider und

nähte nichts als altdeutſche Röcke und gab ein Modejournal für mittelalterliche deutſche Moden heraus. Seine Aufopferung für die Sache des Vaterlandes ging ſo weit, daß er nicht anſtand, ſeinen Verleger für's allgemeine Beſte zu ruiniren. Er legte Leopold Voß auf den Altar des Vaterlandes.

Nach Vollbringung dieſer That, die ſich nur mit der ſaguntiniſcher und karthagiſcher Mütter, welche ihre Kinder opferten, vergleichen laſſen kann, ging Heinrich

Lobe nach Karlsbad in Böhmen, verzehrte alltäglich einige Slaven und trank Sprudel dazu, um ſie wieder los zu werden. Alles aus Patriotismus und aus Haß gegen die Erbfeinde Deutſchlands. Nachdem er auf dieſe Weiſe alle Slaven ausgerottet und Böhmen zu einem wüſten Haideland gemacht, kehrte er nach Leipzig, das nur durch ihn berühmt geworden, zurück und ſchrieb mit beruhigtem Gemüthe ſeine komiſchen Tragödien und

tragiſchen Komödien, auf die wir, wenn es nöthig ſein ſollte — was vielleicht der Fall ſein wird — ſpäter noch zurückkommen.

In letzter Zeit iſt das chriſtlich-germaniſche Element des alten Burſchenſchafters wieder in Lobe zum Vorſchein gekommen und er ſtimmte aus voller Kehle ein gewaltiges Hepp, Hepp! an. Da er aber in dieſen verderbten Zeiten mit dieſem Rufe nur wenig Anklang fand, beſann er ſich ſchnell auf ſich ſelbſt, auf die Toleranz und Humanität, vorzugsweiſe auf den Liberalismus, der ihm als jungen Deutſchen innewohnen muß: er wurde ſchnell wieder tolerant und ging in ſeinen ſchönen Toleranzideen bis zum Extremen weit. Er ließ ſich nämlich ſchnell beſchneiden und wurde ein Jude. Menzel hatte alſo ſchon vor Jahren die rechte Witterung, als er in den jungen Deutſchen nur Juden ſah. Die Urſache dieſer Bekehrung aus Ueberzeugung war ein ſchöner Zug des Juden Meyerbeer — doch nein, nur dem edeln Gemüthe Lobe's ſchien er ſo ſchön — jedem Andern kam er blos natürlich vor. Denn iſt es mehr als natürlich, wenn ein Bruder, die Manen eines todten Bruders zu ehren, ſich alle Mühe gibt, deſſelben ſchöne Tragödie auf die Bühne und zur Anerkennung zu bringen? Nichts als natürlich! — Lobe aber war, wie geſagt, ſo gerührt von dieſer, den Juden eigenthüm-

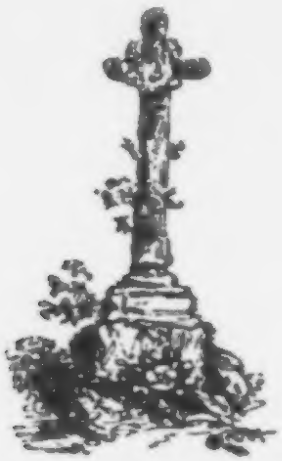
lichen Familieninnigkeit, daß er ſich zu dem erwähnten Schritte entſchloß. Dieſer Zug ehrt Lobe um ſo mehr, als er ſeine vollkommene Uneigennützigkeit und Neidloſigkeit beweiſt *) — denn die Tragödie Michelbeer's behandelt denſelben Stoff, den Lobe in ſeinem Intriguenſtücke: „Struenſee", bearbeitete.

Mit dieſer ſchönen Offenbarung eines edeln, neidloſen Herzens wollen wir die Charakteriſtik Lobe's beſchließen. Es ſtehen ſelbſt dem kalten Literarhiſtoriker die Thränen in den Augen. Wir haben noch viele von Humanität und Freiheitsbegeiſterung getränkte Werke von dieſem erhabenen Dichter zu erwarten — aber wir können's, gottlob, erwarten. Lobe ſoll ſich nur nicht übereilen — ſoll ſich nur von der Nation nicht zu ſehr drängen laſſen.

Nur noch zu bemerken haben wir, wie die Liebe zum jüdiſchen Elemente ſchon vor langen Jahren in ihm ſtak — er verſchmähte es nicht, ja er freute ſich, mit einem jüdiſchen Beutel die Reiſe durch Italien zu machen. Freilich war dieſe Liebe noch nicht zum Durchbruch gekommen, denn er ſchämte ſich damals noch ein klein wenig und verwandelte den jüdiſchen Freund in einen chriſtlichen Staroſten. Jetzt aber geht er vor aller Welt nach Paris, um

*) S. Heinrich Lobe's Vorrede zu „Struenſee".

dem Juden Heinrich Heine die Augen zuzudrücken, und poſaunt es vorurtheilsfrei, mit dem Muthe eines Glaubenshelden, in der „Augsburger Allgemeinen“ aus. Freilich wird dabei etwas für ihn ſelbſt abfallen. Es wird ſpäter heißen: Heinrich Lobe hat dem Heinrich Heine die Augen zugedrückt — dabei fällt dann noch etwas — vielleicht die Herausgabe eines Nachlaſſes oder ſo was der Art — ab — auch ein Geſchäftchen. — Die Pflicht des Literarhiſtorikers iſt es, den ſchönen Charakteradern von ihrem Urſprunge bis zu ihrem Ende nachzuſpüren — eben ſo wie Heinrich Lobe den Tugenden des jüdiſchen Elementes mit der Ausdauer eines Spürhundes nachgeht — — — Aber nun ſei Friede mit ihm und dem Sonderbund des jungen Deutſchlands! — — —



Kaput II.

Friseure, Nachzügler und Lakaien des jungen Deutschlands.

„Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun," und wenn die Agamemnone und Achillesse zu Felde ziehen, fehlt es nicht an Thersitessen. Ich will nicht sagen, daß Trutzkopf ein Agamemnon sei und daß Lobe nur Eine verwundbare Stelle habe, eben so wenig wie der Weltfahrer Maul ein Ulysses ist; aber daß es im Gefolge des jungen Deutschlands Thersitesse gab — das will ich sagen.

August Klewald ist, wie männiglich bekannt, ein sehr großer Mann. Niemand verstand seine Zeit und ihre

Wechſel ſo gut wie er. Als das junge Deutſchland Glück machte, war er gleich bei der Hand, kämmte und ſtriegelte die Langhaarigen, ſchminkte ihre blaſſen Wangen uud verdiente ſich damals den Namen: „Friſeur der Literatur", den er noch heute trägt, obwohl ſich Niemand mehr bei ihm friſiren läßt.

Als das junge Deutſchland beim Publikum und beim Bundestage in Ungnade fiel, verließ auch Klewald ſeine Dienſte und warf ſich mit den erworbenen Friſeurkenntniſſen der Ariſtokratie in die Arme oder vielmehr zu Füßen. Sie lächelte ob der übertriebenen Höflichkeit des Roturiers, aber ſie ließ ſich von ihm die Stiefel putzen, den Wagenſchlag halten, die Karten miſchen, den Champagner entpfropfen. Das Alles war zu ſehen in Baden-Baden in den Jahren des Heils 18.. — 18.. Seine in dem Herzogthume Benazet's *) geſammelte Weltkenntniß legte er in einem „Buche der Geſellſchaft" nieder (ein vortreffliches Werk für Weinreiſende), in welchem er die merkwürdige Entdeckung machte, daß der berühmte Satz: Le style c'est l'homme, nicht von Buffon, ſondern von Frau Staël herrühre.

Gegenwärtig ruht er auf ſeinen grün angeſtrichenen

*) Benazet, Spielpachter in Baden-Baden.

Lorbeeren im trauten Verein mit ſeinem würdigen Freunde Wilhelm v. Schäfi, welcher wieder ein würdiger Freund Benazet's und einer ſeiner Helfershelfer iſt. Es iſt dies derſelbe Adelige, der ſich vor einigen Jahren an der badner Hetzjagd auf einen hannöverſchen Edeln betheiligte und das vollkommenſte Hundegekläff hören ließ. Er iſt es auch, der in neuerer Zeit das etwas verſchollene „Hep, hep!“ neu in Muſik ſetzte, was wahrſcheinlich auch eine von den nobeln Paſſionen iſt.

Um aber zu August Klewald zurückzukehren, ſo hab[illegible] wir nur noch zu bemerken, daß er der Verfaſſer vieler berühmt gewordenen Werke iſt, die nur andere Namen tragen. So z. B. hat er Herwegh's „Gedichte“ und Auerbach's „Dorfgeſchichten“ geſchrieben. Zwar bekannte das ſeine Beſcheidenheit nie ſelbſt, doch kann ein aufmerkſamer Leſer es aus mehreren Jahrgängen der „Europa“ herausleſen. So viel iſt gewiß, daß er Herwegh zu ſeinen Sturmliedern und Auerbach zu ſeinen gemüthvollen Schilderungen begeiſterte; denn beide talentloſe Jünglinge wurden durch ſeinen Anblick, als ſie im Büreau der „Europa“ Notizen ſchrieben, zu Dichtern. Gegenwärtig gehen die deutſchen Stubenmädchen und Commis voyageurs damit um, ihm ein Monument zu errichten, in welchem Unternehmen ſie von franzöſiſchen

Schneidern auf's Lebhafteſte unterſtützt werden. Die Statue ſoll aus weißem Porzellan verfertigt, mit einer blonden Perücke und rothgeſchminkten Wangen geſchmückt werden. Die Inſchrift wird der berühmte Ausſpruch Glasbrenner's bilden: „Monsieur Le Wald il est bien finster in Ihnen!“

Die Franzoſen überſetzten alle ſeine Reiſewerke. Das Sonderbare dabei iſt nur, daß die Ueberſetzungen viel früher erſchienen als die Originale. Dumme Menſchen, die nicht an Wunder glauben, halten darum die deutſchen Originale für Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen und die franzöſiſchen Ueberſetzungen für die einzigen echten Originale. — In neuer Zeit ſchlug er einen wunderbaren Kampf mit Conto-Kuräntchen, dem Redakteur eines politiſchen Wochenblattes. Es war ein Kampf zweier Titanen und großartig anzuſehn! —

Ein anderer Nachzügler und Freund des jungen Deutſchlands iſt Ernſt Vollkomm, der beſonders durch die

Erfindung der „Europa-Langeweile" berühmt wurde, viel mehr als durch die 365 Bände, die er alljährlich deutschen Buchhändlern zu verschlingen giebt. Sein Freund, Arnim Starkgraf, hat zwar keine derartige Erfindung gemacht, hat aber Trauerspiele geschrieben, in welchen die Europa-Langweiligkeit praktisch dargestellt ist. Gegenwärtig legt er in Augsburg Confessionen ab, die aber schwerlich so einflußreich sein werden, wie die berühmte Augsburger Confession.

Wolfgang Wenzel, von dem wir schon oben sprachen, ist längst abgelebt, verschieden, hinübergegangen, entschlafen, todt und gestorben.

Baron Cotta hat ihn in Thon gießen lassen und die Statue als Monument auf seinen Schreibtisch aufgestellt; er braucht sie als Tintenfaß.

Wolfgang Wenzel war ein Gensd'armen-Genie, eine Art „Rheinischen Beobachters" in der Literatur, so eine wahlverwandte Seele des großen Gelehrten Professor Brecht. Er ist ein Jude von Geburt und blieb seiner Religion bis zu seinem Lebensende treu. Seit er gestorben, geht sein Geist in Stuttgart um, aber Niemand fürchtet ihn, es ist ein ungefährliches Gespenst. Nur Baron Cotta, der ihn nicht los werden kann, hat schon alle Arten von Exorcismen u. dergl. angewendet, aber immer

vergebens. Wir ſind überzeugt, daß Herr Baron Cotta nicht die rechten Mittel ergriffen. Vor katholiſchen Geiſtlichen oder orthodoxen Paſtoren ſcheut ſich ein ſolches Geſpenſt nicht; wie ſollte es ſich auch vor ſeinen Freunden ſcheuen? Herr Baron Cotta, der doch ſo viele Verbindungen hat und für's Geld Alles haben kann, laſſe ſich einen Lichtfreund kommen oder irgend einen liberalen Schriftſteller, und wir ſind überzeugt, das ſtuttgarter Geſpenſt wird vor ihm zerfließen wie ein Nebel.

Lange Zeit forſchte man vergebens nach den Urſachen dieſes Umherwandelns nach dem Tode und nach den Sünden, die der Hingeſchiedene auf dieſe Weiſe zu büßen hatte; endlich entdeckte man ſie: Zwei Gedichte, „Rübezahl“ und „Narciſſus“, durch welche er ſich an Gott und der Welt verſündigt hatte. Es ſind, wie ſich ein großer Kritiker darüber ausdrückt: „Flanellhoſene Gedichte“. Das arme Geſpenſt wird ſo lange wandeln, als ſich ein Exemplar dieſer unſterblichen Unausſprechlichen auf dem Lager des Baron Cotta findet. Armer Geiſt, Gott helfe dir! Grüße uns die Kinder der Enkel unſerer Urenkel!

Kapitel III.

Deutsche Philosophie.

Die deutsche Philosophie begann mit dem Tode des jungen Deutschlands, welches sie einige Zeit überschrien hatte — mannichfache und wunderbare Entwickelungen, welche wir ausführlich und erschöpfend hier darstellen wollen, indem wir sie in drei Gruppen theilen und in drei Kapiteln besonders behandeln.

Erstes Kapitel

Norddeutsche Philosophie.

Es ist Alles nichts und es hat Keiner was.

Zweites Kapitel

Süddeutsche Philosophie.

Es ist doch etwas, aber es ist eine Mythe.

Drittes Kapitel

Oesterreichische Philosophie.

Wenn der Mensch nur g'sund ist.

Kaput IV.

Karoline Pichlerin, geborene von Weiner, war todt. Wer kennt Karoline Pichlerin, geb. v. Weiner, nicht? — Wenn man an sie denkt, sieht man, ein Seitenstück zu Mabeth's Gedankendolch, einen Gedankenstrumpf in den Lüften schweben, und zwar einen gut bürgerlichen, wollenen, weißen Strumpf und nicht einen blauen; denn Karoline Pichlerin, geb. v. Weiner, war bürgerlich, sehr bürgerlich. Der Gedankenstrumpf schwebt uns beim Erinnern an Karoline darum mit seinen Gedankenstricknadeln, seinem Gedankenknäuel und allem Strickzubehöre vor, weil Karoline ihre Bücher gewissermaßen strickte und alle die Moral und großartigen, freien Lebensansich-

ten, wie ſie geſellſchaftlichen Strickereien eigen ſind, in ihre Bücher mit hineinverſtrickte. Jeder ihrer Gedanken trägt einen Reifrock aus den achtziger Jahren, iſt geſchnürt bis zur Athemloſigkeit, hat Bruſt und Nacken und Alles, was Gott ſchön erſchaffen, auf's Allerzüchtiglichſte verhüllt und iſt feiſt und dick vor Hausmannskoſt, die man ihm auf hundert Schritte anriecht. Doch wir haben es hier blos mit der lebenden Literatur zu thun, und die Pichlerin iſt, wie geſagt, ſchon lange — ſehr lange todt. In der Literatur herrſcht das ſaliſche Geſetz nicht, und es ſtaunte Niemand, als nach einem kurzen Zwiſchenreiche wieder ein weiblicher Herrſcher den erledigten Thron beſtieg. Das Scepter der neuen Herrſcherin iſt eine Reitgerte, ihre Krone ein ungeheurer Schminktopf, ihr Purpur das Erröthen ihrer Leſerinnen, ihr Thron eine chaise longue. — Aber man laſſe ſich durch dieſen ariſtokratiſchen Pomp nicht irre machen: die neue Herrſcherin iſt bürgerlicher als ihre Vorgängerin. Iduna Gräfin Ha! Ha! obwohl aus einem der älteſten Häuſer Mecklenburgs ſtampfend, obwohl ihr Stammbaum einer der verdorrteſten iſt, hat gleich den entſagendſten Helden der Nationalverſammlung alle Standesvorurtheile mit allen Privilegien weit von ſich geſchleudert. Sie iſt eins der freieſten und humanſten Gemüther, die die Weltgeſchichte kennt. Man leſe nur, wie

ſie auf ihrer Reiſe durch den Orient bei der Züchtigung eines Sklaven in Thränen ausbricht, und der Sklave war häßlich! Andere Frauen hätten geſagt, man könne mit einem ſo häßlichen Geſchöpfe, trotz der grauſamſten Prügel, kein Mitleid fühlen. Man ſehe nur, mit welcher Vorliebe ſie bürgerliche Verhältniſſe zeichnet und wie ganz erbärmlich ihre Helden ariſtokratiſcher Abſtammung ſich ausnehmen! Es ſind dumme Jungen, die von nichts Anderm als von Pferden und Hunden zu ſprechen wiſſen und deren Geſellſchaft nichts als Pferde und Hunde und ſchlechte Weiber ausmachen. Freilich thut die vortreffliche, empfindſame Frau ſo, als wären dies wirklich ihre Ideale — aber ſie thut auch nur ſo — das iſt ja die feine Ironie! Wie könnte auch eine ſo geiſtreiche, immenſe Seele ſo dumme Jungen für rechte Menſchen halten? Ihre Romane empfehlen wir mit beſtem Gewiſſen allen Bürgerſöhnen und -töchtern. Jene werden ſie mit gerechter Verachtung gegen verſumpfte privilegirte, mit Vorurtheilen geſäugte Misgeburten der Zeit ausrüſten und zu rüſtigen Einreißern aller Burgverließe machen, und dieſe werden ſie mit Ekel vor entweibten Weibern erfüllen.

Iduna Gräfin Ha! Ha! iſt eine der revolutionairſten Schriftſtellerinnen aller Zeiten, von der man nicht begreift, wie ſie ſich einem Hofbuchhändler hat in die Arme

werfen können und wie ſie pommerſcher Adel und mecklenburgiſche Beſchränktheit noch länger als ebenbürtig anerkennen. So ſchlägt der Herr mit Blindheit. Wie ſollte ſie auch nicht durch und durch revolutionär ſein? Iſt doch Deutſchland durch und durch ſchwierig und iſt ſie doch die Deutſcheſte der Deutſchen, und die ſie als die Aeffin George Sand's nennen, thun ihr bitteres Unrecht. Für die tiefe, echte Deutſchheit dieſer Dichterin zeugt nicht nur innerlich ihr echt deutſches, tiefes Gemüth — viel deutlicher zeugt äußerlich dafür ihr allerdeutſcheſter Styl. Der Ruhm der Brüder Grimm und ihrer Deutſchheit iſt ſeit em Auftreten der edeln Gräfin gänzlich erloſchen. Sie nd perfide Welſche neben ihr. Ihre Diction iſt die purſte ller Dictionen. Es amüſirt zu ſehen, welche charmante lüren ihr Crayon entwickelt, wenn er über das ariſtokra-che Velin dahinfliegt; wie ſie alles Etrangiren desavouirt id wie ihre immenſe Seele mit einer Simplicität sans al zeichnet; wie ſie ſich mit Dépit von aller Petiteſſe fern lt und nur das große Ganze regardirt. Es liegt ein geſſes Inexpreſſibles, ein je ne sais quoi in ihrem Style, s mit den pompöſeſten Worten nicht pointirt werden n. Man ſagt, daß Vater Jahn ihre ſämmtlichen rke unter ſeinen Kopfkiſſen liegen hat.

Unter den Tugenden der Gräfin Iduna Ha! Ha!

iſt noch die großartige Selbſtverleugnung zu nennen, mit welcher ſie die dem Weibe angeborene Eitelkeit gänzlich zu unterdrücken wußte. Obwol ſie ſo große Reiſen gemacht und die Toilette zur Touriſtin ſo gehört, wie der Panzer zum fahrenden Ritter, und obwol ſie in allen ihren Heldinnen nur ſich gezeichnet — ſo erfährt man doch nie das Geringſte von ihrer Toilette oder von ihrem Anſehen. Andere Frauen, die fünfzig Bände geſchrieben hätten, hätten längſt verrathen, daß ſie z. B. einen grünen Sammetſpenſer haben und immens kleine Hände und unausſprechlich kleine Füße und ſolche oder ſolche Handſchuhe u. ſ. w. Von Gräfin Ha! Ha! erfährt man nie etwas der Art, und ein Schneider, der das Buch von ihr in die Hand nähme, in der Hoffnung, ariſtokratiſche Toilette daraus zu ſtudiren, würde ſich arg betrügen.

Wir nannten oben die Gräfin Iduna Ha! Ha! die revolutionairſte Frau — wir thaten unrecht, denn wir vergaßen darüber Fräulein A. v. Störmberg. Das iſt das revolutionairſte, kriegeriſcheſte, dabei keuſcheſte Weib, das jemals Hoſen getragen: „die Jungfrau von Orleans, die zum Militair gegangen iſt", wie der große Neſtroy ſagt. Seine (Weib, das — generis neutrius) duftigen Mährchen ſind parfümirte, vom Knaſterdampf gereinigte Wachtſtubengeſchichten, wie ſie ſich auch verſtellen und à la

Crébillon geberden mögen. — Fräulein A. v. Störmberg, Candidat des Ordens pour le mérite, iſt ein Ruſſe

und als ſolcher hat er den gewiſſen Juchtengeruch und liebt darum das übertäubende Patſchuli wie alle ſeine Landsleute. Man nehme nur die Bücher A. v. Störmberg's*) und laſſe ſie gehörig auslüften, und man wird

*) Wir ſagen immer A. v. Störmberg, nicht wiſſend, ob das „A." Alexander, Anton, Adam oder Alexandrine, Antonie oder Adamine bedeute. Der Taufname dieſer Schriftſtellerin oder dieſes Schriftſtellers iſt in ein gewiſſes myſtiſches Dunkel gehüllt, eben ſo wie ſein oder ihr Geſchlecht. Der Name deſſelben oder derſelben iſt alſo immer mit einer gewiſſen Vorſicht auszuſprechen. Man ſage alſo immer: Der, die, das A. v. Störmberg. Wir ſetzen dieſe Note unter den Text, weil ſie uns in demſelben, ihrer innern Bedeutung wegen, zu unſchicklich erſcheint. Iſt es nicht in der That im höchſten Grade unſchicklich, nicht zu wiſſen, ob Jemand Mann oder Weib, Garçon oder alte Jungfer ſei?

ſich überzeugen, daß unter dem Patſchuliduft ganz gewöhnlicher Duft, ganz gewöhnlicher Geruch, „der das Gegentheil iſt von Eau de Cologne“, verborgen war. Der Roman „Paul“ gibt ſich ſogar Mühe, ganz offenbar bürgerlich auszudünſten — denn der bürgerliche Dunſt iſt Mode, und ſo bringt ſich eine alte Jungfer vielleicht doch an den Mann, wenn auch an einen bürgerlichen. Gott, was werden die hochadeligen Tanten und Vettern zu dieſer beabſichtigten Mésalliance geſagt haben! Es iſt das ein trauriges Kapitel und die ſchleſiſchen Junker, die ſich zuſammenthaten, bürgerliche Creaturen zu heirathen, wenn ſie nur hübſch Geld haben, könnten den Commentar dazu ſchreiben. Wenn wir hier von einer adeligen alten Jungfer ſprechen, die mit dem bürgerlichen Janhagel ſchön thut, ſo meinen wir bei Leibe nicht Fräulein A. v. Störmberg, ſondern ihre Muſe, die ewig und ewig nach Geld ſchreit und die Juden haßt, weil ſie Geld haben und eine arme adelige Muſe kein Geld hat.

Eine Landsmännin der eben beſprochenen Schriftſtellerin iſt Theeröſe. Ihr großes Verdienſt um die deutſche Literatur beſteht darin, daß ſie, die in ihrer Jugend ein diplomatiſches Franzöſiſch ſchrieb, für jene Werke über Frankreich, die von einem berühmten deutſchen Autor herrühren, die franzöſiſchen Phraſen verfertigte, da jener be-

rühmte Autor, trotz der 63 Auflagen Meidinger's, als guter Deutscher keinen französischen Satz zu construiren vermag. Ist es denn Pflicht, daß ein deutscher Autor über Frankreich schreibe? Gewiß nicht — und man wird das von dem berühmten Manne nicht fordern. Aus Dankbarkeit corrigirt dann jener große Deutsche wieder die deutschen Romane der französischen Russin; manus manum lavat, heutzutage mit pariser Oelseife, daß die Sache einen angenehmen Geruch bekomme. Benannte Theeröse ist auch darum merkwürdig, daß sie, eine Russin, französisch-deutsche Bücher über Italien schreibt. Victor Hugo würde folgendes großartige Bild von ihr entwerfen: „Theeröse steht mit einem Fuße in Rußland, mit dem andern in Frankreich — sie legt ihre Mappe auf die Alpen und zeichnet Italien; die Zeichnung wirft sie dann dem Deutschland zu, das zu ihren Füßen liegt und bewundernd zu ihr aufschaut".

Doch wir thun unrecht, von Theeröse zu sprechen, die uns doch eigentlich gar nichts angeht, bevor wir Frau von Gottwie Kahl*) nur mit einem Worte erwähnten. Sie sollte, wenn es nach Recht und Gerechtigkeit ginge, allen schriftstellernden Frauen vorgesetzt werden, denn sie

*) Verfasserin von „Gedwin Cassel".

iſt die eigentliche Erbin dichteriſchen Talentes und Pichleriſchen Ruhmes. Alles, was von der Pichlerin geſagt wurde, gilt auch von der Gott wie Kahl: dieſelbe moraliſche Langmäuligkeit, dieſelbe ſchöne Breite und Dehnbarkeit und Ausdehnung — nur noch uckermärkiſch dabei. Indem ich an die Bücher dieſer Dichterin denke, überkommt mich jenes behagliche Gefühl der Mattigkeit, wie wir es nach berliner Theeabenden zwiſchen 12 und 1 zu verſpüren pflegen, und ich fühle, wie mich die Ruhe des Gerechten überkommt. Wie ſüß iſt — der Schlaf — eines Mannes — mit gutem - Ge — wiſſen. Verzeihe mir — lieber, liebſter — Leſer, Leſerin — ich — kann — nicht mehr! — Ich denke — einen — langen — langen Schlaf — ſchlafen — vielleicht — auch träumen. — Lebe wohl — lieber Leſer — geſtärkt ſehe — ich dich wieder. — Lebe — wohl — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Als uns vor drei Tagen die Feder entſank und wir in den Landtagszuſtand des ſeligen Herrn von Bredow auf Hohen-Ziatz verfielen *), hatten wir nur noch zu ſagen, daß die Romane der Frau von Gottwie Kahl höchſt in-

*) Siehe Wilibald Alexis: „Die Hoſen des Herrn von Bredow."

tereſſant ſind. Sie ſpannen wie ein Mieder und ſind verwickelt wie ein Baumwollknäuel einer ſinnigen Strickerin, der unter den Tiſch gefallen, wo der Schooßhund mit ihm ſpielt wie die Meerkatze aus der Hexenküche mit der Weltkugel.

Aber wir wollen von dieſer gefährlichen Frau wegeilen, da die Welt auf dieſe Literaturgeſchichte wartet und wir wieder in den bewußten Landtagszuſtand zu verſinken fürchten. Man erlaube uns darum einen großen lyriſchen Sprung vom ehrwürdigen Matronenalter auf die ſpielende Kindheit. Die frankfurter Fettina iſt das älteſte aller Kinder; man könnte wohl noch hinzufügen, die kindiſcheſte aller Alten. Die Auflöſung des Räthſels im letzten Satze liegt in der Erfahrung, daß es heute keine Kinder mehr gibt und daß das Alter kindiſch wird. Die Frankfurterin, als ſie ein Kind war, war ſie altklug; da ſie alt iſt, iſt ſie kindiſchklug — ſie iſt alſo immer wie eine verrückte Idee auf den Kopf geſtellt geblieben — eine Stellung, die ihr ſchon der kluge Altmeiſter Goethe, als die für ſie paſſendſte, angewieſen; er hoffte dadurch, das zu kluge Kind von ſeinem Schooße fern zu halten. Das Kind rächte ſich für dieſe hinhaltende Politik des Staatsmannes, indem es ſeine Verehrung von dem großen Haupte eines Gottes auf die langfingerigen Hände eines Klavierzertrümmerers über-

trug. Sie küßte, wie die deutſche Chronik ſehr verſchämt erzählt, dieſe langfingerigen Doppeloctave-Hände. Ob dieſe durch den Kuß einer kindiſchen Muſe productiver geworden ſind — davon ſchweigt die Geſchichte; eine ordentliche Muſe küßt, wie alle von ihr Geküßten erzählen, auf die Stirn. Dieſe Bemerkung gehört der Frankfurterin und allen Klavierzertrümmerern. Um aber die fäbelbewaffneten, furchtbaren Hände nicht gegen uns aufzureizen, eilen wir weiter und zum Schluſſe des Kapitels über Frauenliteratur.

Louiſe Kühlbach, die fruchtbarſte aller Amazonen, haben wir ſchon bei Gelegenheit Theodor Maul's erwähnt und empfohlen. Sie wirft alljährlich zehn Romane — in's Publikum und bringt todte Novellen zur Welt. Man weiß darum nicht, zu welcher Gattung man ſie zählen ſoll.

Fanny Jenny Clementine iſt eigentlich ein verkleideter Notar oder Advocat und ihre Romane verhüllte Rechtsgutachten über Judentaufe, Judenemancipation, Eheſcheidungsgeſetze u. ſ. w., u. ſ. w. Ihre Heldinnen ſchnupfen Tabak, tragen grüne Brillen und unter dem Unterrocke Flanellhoſen generis masculini. Man vermuthet irgend einen alten Procurator irgend eines verſtaubten Apellhofes unter Fanny Jenny Clementine. Ueber-

haupt iſt es ſchwer, bei unſeren Schriftſtellerinnen hinter die Perſönlichkeiten zu kommen, die ſich unter falſchen Autornamen verſtecken.

Bärbel Paoli ſoll eine Schäferin der öſterreichiſchen Alpen ſein und Frau von Gotezin ſcheint die belebte Carricatur irgend einer Byron'ſchen Heldin zu ſein. Adelheid v. Stolperfort iſt die alt gewordene Lore Lei, deren Stimme etwas wackelig geworden. Anna Droſte Fiſcherring erſcheint als münſterſcher Kaplan, und Louiſe v. Polonius ſoll als Original gar nicht exiſtiren, ſondern bloße Ueberſetzung ſein.

Dies ſind die deutſchen Frauen, von deren Fruchtbarkeit das Wohl und Wehe des deutſchen Vaterlandes abhängt. Der Herr ſegne ſie! Sie vermehren ſich und werden zu Tauſenden und Hunderttauſenden.

Kaput V.

Die Politiſchen.

Emanuel Waibel iſt der Vater und der größte unſerer politiſchen Dichter. Er ſah zuerſt ein, daß es nicht mehr an der Zeit ſei, ſüßlich zu ſein, mit Weibern ſchön zu thun und den heiligen Geiſt der Poeſie mit koſendem Liebesgeſchwätze zu entweihen. Wie ein Held trat er laut ſchmetternd in die Schranken für Licht, Recht und Freiheit gegen die Unterdrücker zu kämpfen; wie ein Held verſchmähte er die Penſion, die ihm ein großer König hinwarf, um ihn kirre zu machen. Bin ich denn ein Invalide rief er, daß man mich penſioniren will? — oder gar

ein Bedienter, den man bezahlt? — oder ein abgerich-
teter Vogel, dem man Zucker in den Schnabel ſteckt.
Lieder der Kraft, der Männlichkeit will ich ſingen, nicht
zuckerwäſſerige Minnelieder — denn ich bin kein Schoß-
hund mit feingekämmten Haaren! Parbleu!

Er iſt ein echter Nordlandrecke, dieſer Emanuel
Waibel. In ſeinen Liberalismus geht er bis zum Kom-
munismus weit. — Denn was kann es anders ſein, als
Begeiſterung für Gütergemeinſchaft, wenn er ſich Gedichte,
die nach alter Denkart urſprünglich den Franzoſen Gau-
tier, Muſſet, Hugo u. A. angehören, ganz naiv aneignet
oder wie man nach altem Sprachgebrauch zu ſagen pflegt
— plagirt.

Ganz anders machte es Ferdinand Freilich
grad. Der war von Anfang an Kommuniſt. Der entlehnt
oder borgte, oder nahm von Victor Hugo auch ſehr kommu

niſtiſch das Türkenthum und den Islam an. So trat er unter uns zuerſt als Türke oder Janitſchar oder etwas dergleichen auf und geberdete ſich ſehr mameluliſch, bis er der Maskerade müde, ganz und gar chriſtlich-germaniſch und dafür ſehr gut bezahlt wurde; als ihm aber Hoffmann von Gallersleben bewies, daß es auch mit Chriſtgermanenthum ſo eine eigene Sache ſei, ließ er ſich bei einem Kruge Wein vom Chriſtgermanenthum zu ſeinem eigenen Glaubensbekenntniſſe beſtechen und kündigte dem Glauben, von dem er abfiel, den Krieg an. Er machte es nur wie die alten Germanen, die auch im Rauſche über Krieg oder Frieden entſchieden. Aber das kriegeriſche Gewand ſteht ihm höchſt komiſch. Es iſt gerade ſo, als ob ein prachtvoller Flamingo den Adler ſpielen wollte. Es muß aber weit gekommen ſein im heiligen römiſchen Reich, wenn ein unſchuldiger Türke empört iſt, ob Hochmuths der Großen und tyranniſcher Bedrückung.

Es iſt nicht wohl möglich von Freiligrad zu ſprechen, ohne ſeines verſtorbenen Freundes Franz Dingelſtets zu gedenken. Lebten wir nicht in einer troſtloſen Zeit des Unglaubens und der religiöſen Aufklärung, ſo möchte man an die Incarnation eines der Seligkeit verluſtig gegangenen Propheten glauben! Wie myſtiſch, wie wunderbar erſcheint uns das Leben und die Dichtung des

Verſtorbenen. In Kurheſſen Geborner, — Gymnaſial-lehrer Geweſener, — mißliebig Gewordener, weil unpo-litiſcher Dichter und politiſch dichtender Nachtwächter — darauf Flüchtiggegangener, dann aus der Weltſtadt mit Weltſchmerz Heimkehrender und endlich — nach ſeinem nun erfolgten Tode und verſchiedenen Metamorphoſen als „Sängerin-Gemahl" und Legations- oder Hofrath wie-der Neuerſtandener! — Und dies Alles lieſt man aus ſei-nen politiſchen Gedichten und ſeiner dichtenden Politik ſo wenig heraus, als aus ſeinem jusqu'à la mer die Weh-muth einer reuigen Dichterſeele — und doch ſoll er ſo hübſche Verſe ſelbſt noch in ſeinen letzten Augenblicken gemacht ha-ben, was ſelbſt wir nicht abzuläugnen vermögen, — ſelbſt dann nicht, wenn wir ſeinen wieder ganz menſchlich ge-wordenen Anhang zu ſeinem eben erwähnten, zur Deckung ſeiner Reiſekoſten geſchriebenen Buche leſen. — — —

Wir beſcheiden uns aber mit den ſchon oft gemißbrauchten Worten de mortuis nil nisi bene.

Hoffmann von Gallersleben, der Apoſtel und Prophet beim Kruge Weines iſt der ewige Jude der deutſchen Poeſie, die Perſonifikation der Ausweiſungsidee. Sein Geſchäft beſteht im Ausgewieſenwerden. Bald wird er nur noch in den „Raubſtaaten“ geduldet ſein. Aber ihm, wie Ahasver, geſchieht ſchweres Unrecht. Warum muß er ruhelos umherirren? Iſt er nicht ein guter germaniſcher Lanzenknecht? — ſingt er nicht die unſchuldigſten Gaſſenhauer, — wie ſie jeder ſingen kann? — Hat man Angſt vor ſeiner Poeſie, daß dieſe zu ewigen Thaten hinreißen könnte? O fürchtet nichts! — Die Poeſie, die darein ſchlägt wie ein Schulmeiſter mit ſeinem Lineal, erſchüttert höchſtens das Rückgrat — aber keine Herzen. Dieſe Poeſie, die in Italien nichts als Flöhe findet und ſieht *) — die Poeſie wird euch nicht ſchaden — ihr könnt ruhig ſchlafen; — der wird euch die Schlafmütze nicht vom Kopfe reißen; der iſt noch lange kein Béranger, eben ſo wie ihr noch lange keine Revolution machen werdet. — Dieſer Dichter iſt ganz und gar ein Germane, wie ſie Tacitus beſchreibt Er

*) Siehe Diavolini von Hoffmann von Gallersleben.

ißt und trinkt ſehr gut, raucht und ſchläft hoffentlich auch ſo ſtark, wie alle übrigen Deutſchen.

Deſto wirkſamer iſt Robert Putz, wo es gilt, einen Effekt zu machen. Anfangs ein guter Konſervativer, dann ein Halle'ſcher Kosmopolit — ließen ihn Herwegh's Lorbeeren nicht ſchlafen und er wurde Stocknationaler und ſang die deutſcheſten der deutſchen Lieder mit gellender Stimme; denn er kann Alles zu allen Zeiten, da er, wie es ſcheint, nach Schablonen arbeitet. Einſt war er Journaliſt, — es war ihm alſo leicht politiſche Gedichte zu ſchreiben — aber auch das Dramenmachen wurde ihm, dem allgeübten, nicht ſchwer. Gedichte und Dramen ſind Journalartikel, die ihre Wirkung an dem berechneten Tage nicht verfehlen. — Er hat ein Trauerſpiel geſchrieben: Putz von Sachſen, da ſpricht der Held als wäre er bei der deutſchen Zeitung angeſtellt und ſchreit mit ſeinem Liberalismus ſo ſchrecklich in die Welt hinaus — wie alle Bekehrten.

Später gerieth Robert Putz auch in die Wochen — aber in der „Wochenſtube" war viel Gekreiße und es wurde nichts geboren. Man ſah daß der Wöchner, wie das nicht anders möglich, unfruchtbar war. Merkwürdig iſt es wie Robert Putz mit der Natur ſo innig verwachſen: ſein Liberalismus hat ſeine Jahreszeiten und blüht mit ihnen auf und erſtirbt mit ihnen. Im Frühling iſt Robert

Putz ein Radikaler, im Sommer iſt er noch erhitzt, im Herbſte ein gemäßigter Liberaler und im Winter giebt er Vorleſungen in Berlin. In neueſter Zeit ſollte er in Hamburg als Leſſing auftreten — es wurde aber nichts daraus. Er ſoll eben den Schnupfen gehabt haben. Das war die einzige Urſache, die ihn verhinderte, ein Leſſing zu werden.

Durch den glücklichen Erfolg des politiſchen Journals, das Robert Putz begeiſterte, ſchrieb Georg Hinweg ſeine politiſchen Gedichte. Sie krachten und knatterten durch Deutſchland wie ein Pelotonfeuer.

Schnell reiſte er dieſem nach und zog im Triumphe durch Deutſchland. In Berlin trat er in zwei Rollen auf, als Schnellverheiratheter und als Marquis Poſa. In der zweiten Rolle wenigſtens fiel er durch. Ein Brief, den er damals ſchrieb, ſoll voll Fehler geweſen ſein und ein königlicher Gelehrter wunderte ſich, wie ein Dichter ſo unorthographiſch ſchreiben könne, und ließ ſchnell nach ihn fahnden — wahrſcheinlich um ihn in irgend eine Schule zu ſchicken. Aber Hinweg meinte, er hätte in Berlin ſchon genug gelernt und entzog ſich dem preußiſchen Schulzwang. Seit damals ſchrieb er — Nichts! — Das ſind unſere fruchtbaren, furchtbaren Poeten, die mit Gott grollen und mit Worten Feſſeln ſchmelzen wollen. Auch ſie haben zahlreiche Jünger und Nachzügler gefunden, ſo daß ihrer

jetzt Legionen ſind, die ihre unſterblichſten Ein- und Ausfälle gleich in zweiter und dritter Auflage in die Welt ſetzen. —

Kaput VI.

Das jüngſte Oeſterreich.

Die Politiſchen waren kaum zum Schweigen gebracht und hohe, höchſte und allerhöchſte Perſonen konnten wieder ungetheilt den Beifall des Publikums bei ihren germaniſch-patriotiſchen Reden und Gedichten einernten — als ſich ſchon wieder

eine neue poëtica morbus zeugte: die Deutſchen litten an einer vollſtändig ausgebildeten Hungerpoeſie. Aus Verzweiflung beſang man das Brod, das man entbehrte, man brachte den Schweiß des Packträgers in flüßige Verſe, und der Hunger ſchritt gebietend auf Jamben und Daktylen über die deutſchen geſegneten Gauen. Man ſagt dieſen Poeten nach, daß ſie es geweſen ſeien, die gefunden, daß ſich auf „Hungerer" bloß das einzige Wort: „Lungerer" reimen ließe. Der Refrain, der bereits in der politiſchen Poeſie der eigentliche Kern des Pudels war, kam in der Hungerpoeſie zu ſeiner höchſten Blüthe; die Quinteſſenz ſämmtlicher Refrains bildete der von den „fliegenden Blättern" entdeckte Wahlſpruch: „Auf! edles Proletarier, jetzt iſch's Zeit, allen's d'ruf."

Die große Wirkung, welche die Sympathie der leeren Köpfe der Poeten mit den leeren Taſchen der Proletarier hervorbrachte, zeugte ſich bald ganz unabweißlich darin,

daß ſelbſt die Leute, welche noch etwas zu eſſen hatten, durch dieſe Poeſie den Appetit verloren. Somit war der Beruf und der Zweck der Proletariatsdichter erreicht. Sie hatten ſich von Anfang an auf den alten Spruch berufen: „Weſſen Brod Du nicht ißt, deſſen Lied Du nicht ſingſt," und ſpätere Generationen werden wahrſcheinlich die Epoche dieſer wahren „Stürmer und Dränger" als die „Hunger- und Lungerperiode" der deutſchen Nationalliteratur bezeichnen.

Doch wo die Noth am höchſten, iſt Gott am nächſten. Man muß wohl annehmen, daß in Oeſterreich die Noth (nicht an Poeten, ſondern an kräftiger leiblicher und geiſtiger Nahrung) am höchſten war, da dort mit einem Male eine kleine Schaar vom heiligen Geiſte überraſchter Sänger auferſtunden. Man kann wohl ſagen, daß ſie über Nacht, wie die Pilze aus der Erde, hervorwuchſen. Denn ſie entwickelten ſich, ſtill verborgen, von keinem Lichtſtrahl beleuchtet, von keiner ſorgſamen Hand gepflegt, auf einen Boden, in welchem eine vielverzweigte Wohlfahrtspolizei ihre Wurzeln geſchlagen hat, an der Seite rieſiger — Cenſoren. Die öſterreichiſche Regierung hielt dieſe Pilze zufälligerweiſe für verderbliche Giftpflanzen, und verbot, trotz dem oder weil ſie den guten vorſchriftsmäßigen ſchwammigen Literaturprodukten des Inlandes wenig ähnlich ſahen, dieſelben auf den Markt zu bringen. — —

Nicolaus Lenau und der ritterliche A. Grün waren die erſten Apoſtel geweſen, welche in Oeſterreich den Kampf für Freiheit und Licht mit der Feder aufgenommen hatten. Von ihnen iſt hier nicht die Rede — kaum vom Freiherrn v. Fettlitz, (der einen Bund „Todtenkränze" wand und ſie dann dazu benützte, ſich ſeinen bequemen Lehnſtuhl in der Staatskanzlei damit auszupolſtern). — —

Da trat plötzlich mit großen Speren- und Säbelgeklirre der kleine Ungar Karl Pech auf, erweckte das nüchterne und blaſirte Deutſchland durch den Feuerlärm in ſeinen „gepanzerten Nächten" aus dem Schlafe, debütirte hierauf mit Glück als „fahrender Poet," überſetzte dann in ſeinem „Janko" ungariſche Nationaltänze in gereimte deutſche Proſa, und da er einſah, daß er mit ſeinem letzten Werke zu viel Lärm gebracht hatte, ſchrieb er endlich ein Bändchen „Stille Lieder." In Berlin mochte er entweder

durch die Soirée eines „großen" Banquier's oder durch die Flaſche eines Bruder Eckenſteher's, vielleicht auch durch Inſpiration einiger Gläubiger-Gemüther zu dem „Liede vom armen Manne" begeiſtert worden ſein. Die Rothſchilde, welchen Pech darin ſeinen Kredit verſagte, haben an dem Tage, an welchem das Buch erſchien, ihre Zahlungen nicht eingeſtellt. Wahrſcheinlich haben die deutſchen Regierungen aus beſonderer Malice gegen den großen Poeten, dem wankenden Hauſe Rothſchild beträchtliche Summen vorgeſtreckt!

Von „einem Gulden" an welchem Karl Pech ſeit mehreren Jahren arbeiten ſoll, erzählen die Zeitſchriften regelmäßig. Wir hoffen, daß der Dichter von dieſem Gulden nicht ſeit Jahr und Tag lebt, oder gar mit ſeiner Poeſie Falſchmünzerei treibe! — —

Karl Pech erſchien — lange Zeit allein ein „Verbotener" — den Oeſterreichern wie der größte Poet ihres Jahrhundert's (vielleicht zählen die Oeſterreicher ihre Jahrhunderte um einige Decennien weiter — zurück als wir?) — bis mit einem Male zwei Poeten aus Böhmen hervortraten, welche auch nach dem Ruhm des „Verbotenwerdens" lüſtern waren. Das beſte Mittel hierzu war, ſich auf die Achſeln Conto-Kuränchens, des unermüdlichen „Grenzboten" zu ſtellen, der ihnen ſeine Botendienſte

mit allzugroßer Uneigennützigkeit leiſtete. So ſchrieen urplötzlich Alfred Mäusner und Moritz Bartmann, von den Grenzboten getragen, über die Grenze herüber. Mäusner zeugte ſich als der beſte deutſche Ueberſetzer franzöſiſcher Socialiſten, eines St. Simon, Fournier, L. Blanc, eines George Sand u. ſ. f., verſchmähte es jedoch nicht, da wo es dem geſammten deutſch-böhmiſchen Vaterlande zum Nutz und Frommen war — auch einzelne tiefpoetiſche Verſe eines Byron, Shelley und Lamartine dem ungebildeten Leſer in Sonnetten und achtſtrophigen Gedichten auseinander zu ſetzen.

Es lag eine ſolche innere Zerriſſenheit, ein ſo tiefes Verbluten in Mäusners Gedichten, daß ihm bekanntlich einige von ihm inſpirirte Damen aus Weſtphalen ihre feinſten Battiſttücher zuſchickten, um damit ſeine Wunden (und ſeine Wunden ſind die der ganzen Menſchheit), zu verbinden. Mäusner iſt wirklich eine wahre Poetennatur; denn nur einer ſochen iſt es möglich, das, was ſie nicht ſelbſt empfindet, zu erdichten und mit ſo lebendigen Farben darzuſtellen, wie Mäusner das Elend und die Noth der Menſchheit geſchildert hat. Die Aufopferung und den Muth, deſſen der junge Dichter für die heilige Sache der unterdrückten Menſchheit fähig iſt, hat uns ein Augenzeuge durch folgende bezeichnende Anekdote aus

Mäusner's Leben geſchildert. Als in dem großen Nothjahre 1844 in Prag die Revolte der Arbeiter gegen die Fabriksherren losbrach, und ſich die thätliche Wuth der arbeitenden Klaſſen beſonders gegen die neuen engliſchen Maſchinen einiger Fabrikanten kehrte, da nahm Alfred Mäusner ſogleich die Partei der Proletarier. In heftigſter Aufregung ſtürzte er nach Hauſe. Ein großer Gedanke, Ein mächtiger Entſchluß ſchien ſein ganzes Weſen zu durchdringen: er wollte den neuen Zwingherrn der geknechteten Menſchheit durch ein welterſchütterndes Beiſpiel von Aufopferung und Entſagung vorangehen! — Athemlos, mit erhitzten Wangen, erreichte er ſeine Wohnung und demolirte daſelbſt mit eigner Hand — ſeine neue, elegante, — — engliſche — Theemaſchine! — — — —

Nachdem der Sozialismus in Deutſchland aus der Mode war, und der Schrecken vor Panſlavismus und Czechomanie die deutſchen Herzen erbeben machte, da erinnert ſich Mäusner plötzlich, daß auch er in Böhmen geboren ſei — er „hat gelauſcht an der Scheinleiche Herzen, die Hand auf jede Scholle Lands gelegt" und auf dieſe Weiſe lernte er die Geſchichte der Huſſiten, die czechiſche Sprache und die Zuſtände des unglücklichen Landes gründlich kennen; nun erſt überſetzte er ſeine deutſchen Gedichte in's deutſchböhmiſche und nannte ſie „Ziska." —

Moritz Bartmann, der Zweite dieſer böhmiſchen Heroen, beſitzt eine beſondere Kunſtfertigkeit darin, auf klingende Refrain's Balladen zu bauen. Als ihm die Prager Behörden einen Paß in's Ausland verweigerten, wurde er ſehr weich geſtimmt, und ſchrieb böhmiſche Elegieen, in welchen er Böhmen den berühmten myſteriöſen Orakelſpruch zurief: .... „an Deutſchlands Halſe wein Dich aus,“ welcher Vers den deutſchczechiſchen Nationalſtreit für alle Zeiten entſchied. „Kelch und Schwert“ in der Hand

durchreiſte nun Moritz Bartmann Deutſchland und predigte das neue Evangelium von ſeinem großen Dichterberufe und niegeahntem Ruhm. Nachdem aber der ſüße Kelch des Berühmtſeins bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken war, und das ſtumpfe Schwert der entzückten Kritik bereits zu roſten anfing, ermannte Bartmann ſich noch einmal und ſchrieb

einen neuen Band „Gedichte.“ — Das Bruchstück „Krakau“, welches er in neuester Zeit drucken ließ, wird wohl die österreichische Regierung verhindern, wenn sie sich's je einfallen lassen sollte — Krakau ein zweites Mahl einverleiben zu wollen. Solche Verse müssen Freund und Feind bekehren.

Als Pendant zu diesem böhmischen Dichterpaar hat sich selbst Eduard Lautner angekündigt. Er gesteht ein, durch Alfred Mäusner zum Dichter gebildet worden zu sein. Brauchen wir mehr zu seinem Ruhme zu sagen? Er kann auf die Frage, was er bisher geleistet? — wie Habakuk im Alpenkönig antworten: „ich habe zwei Jahre in Leipzig gelebt.“ —

Endlich müssen wir noch der Lerche Hermann Kollett gedenken, welche sich eines schönen Tages aus den reich gesegneten Kornfeldern Niederösterreich's emporschwang und bis jetzt schon 3 Bände in Octav mit ihrem Geschmetter erfüllt hat. Es ist ein heiteres lyrisches Gemüth, welches nur für das Publikum leider nicht genug verschlossen ist. Wenn aber der zarte Kollet das große Schwert der Politik umgürtet, dann torkelt er eben so unsicher in's Blaue hinein, wie der aus Oesterreich ausgewanderte, in Germanien selig entschlafene, „Kasperle im Frack“, eine Zeitschrift, die in ihrer ganzen Carriere das einzige Gute hatte —

daß sie Niemand in Deutschland kannte, ein beneidenswerthes Loos, welches im höchsten Grade auch Johannes Bummelmeyer, auch Hans Normann genannt, dem Hiob des „jungen Oesterreich's" zu Theil wurde.

Der Name „junges Oesterreich", mit welchem man diese genannten geharnischten Vertreter einer poetischen Maikäfer-Literatur beehrte, sollte dieselben von der k. k. Legion der „Gemüthlichen" unter den österreichischen Poeten unterscheiden, welche im Schatten einer glücklichen Friedenszeit von dem Rume verdienstreicher Vergangenheit zehren und auf welche wir, wie auch auf alle sonst noch Ungenannte — denen Ehre und Naturnothwendigkeit einen Platz in der Dichter-Wallhalla anweist — vielleicht, falls dieses Taschenbuch seinen zweiten Jahrgang erleben sollte, zurückkommen dürften. —

Die Unentſchiedenen.

Deutſchland hat ſechs und dreißig Länder, ſechs und dreißig Hauptſtädte und ſechs und dreißig Monarchen — aber vielmehr als ſechs und dreißig Göthes — nicht nur jede Hauptſtadt — jedes Städtchen hat ſeinen Göthe. Es iſt ein geſegnetes Land! Coburg z. B. hat ſeinen Pechſtein, Fulda ſeinen Heinrich Kunig, Cöln ſeinen Levit Stecking, Hannover ſeinen Götteleh, Lübeck ſeinen Emanuel Waibl, Oldenburg ſeinen Julius Muſen, Darmſtadt ſeinen Eduard Duller u. ſ. w. u. ſ. w. Wem kann es wohl einfallen all dieſe Genies unter Einen Hut zu

bringen? Wir wollen ſie daher kunterbunt dutzendweiſe behandeln, wie ſie uns eben unter die Hände laufen.

Eduard Luller iſt der kräftigſte Deutſchthunler unſerer Zeit. Bald betrachtet er Deutſchland von der romantiſchen, bald von der maleriſchen Seite, einmal ſchreibt er die deutſche Geſchichte für Oeſterreich und dann wieder die öſterreichiſche Geſchichte für Deutſchland. Sein liebſtes Steckenpferd iſt „das deutſche Volk," das nun bereits ſeit 30 Jahren als Schulpferd in der bundesſtaatlichen Reitſchule zugeritten wird. In neueſter Zeit hat er „die deutſchen Männer für's deutſche Volk" bearbeitet, und hofft dadurch das deutſche Volk wieder für die deutſchen Männer unſerer Zeit zu bearbeiten. Aber Eduard Luller müßte erſt als bundesſtaatlicher Schullehrer die 40 Millionen Deutſche vollſtändig in ſeiner deutſchen Styliſtik unterrichtet haben, ehe es dieſen möglich ſein würde, ſich zu der hohen pathetiſchen Sprache, in welcher z. B. Ulrich v. Hutten biografirt iſt, emporzuſchwingen.

Wir erwarten jedenfalls noch folgende Werke aus Eduard Luller's patriotiſcher Feder: das ſchreibſelige und beſchriebene Deutſchland herausgegeben in endloſen, erzwungenen Heften, — die deutſchen Mädchen geſchildert für deutſche Junggeſellen, — was iſt des Deutſchen Vaterland, ein deutſcher hiſto-

riſchſtatiſtiſchpolitiſcher Kommentar zu Arndts Lied in 12 Bänden, für das geſammte deutſche Vaterland geſchrieben von u. ſ. f.

Ein nachhinkender Bote der romantiſchen Schule iſt Julius Muſen, ein Dichter, der durch ſeine lyriſchen Gedichte zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigte. Aber Muſen wollte à tout prix Dramatiker ſein und irrte ſo nun ſelbſt als „Ritter Wahn" im dramatiſchen Gebiete umher. Endlich ließ er ſich in Oldenburg als Dramaturg engagiren, um die Reform der deutſchen Bühne damit zu beginnen, daß er dem Publikum ſeine Stücke mit ſtarrer Conſequenz vorführt. Auf dieſe Weiſe würden freilich die deutſchen Theater bald ebenſo geſpenſtiſch leer ſein, wie Muſen's Dramen und die Wechſelwirkung zwiſchen Dichter und Publikum wäre éklatant bewieſen. Muſen iſt ſonſt in jeder Beziehung einer der tüchtigſten — Unentſchiedenen — nur in Bezug auf ſeine dramatiſche Befähigung ſcheint er leider ſehr entſchieden zu ſein. Er iſt in neueſter Zeit ganz verſtummt — die lärmenden Erfolge der Gutzkowe und Laube's ſcheinen ihn zu Meiſter Anton's Ausrufe gebracht zu haben: „Ich verſtehe dieſe Welt nicht mehr!"

Ludwig Pechſtein bringt ſeines Vaters Naturgeſchichte ſo gut es geht in Verſe, erzählt alte, hundertmal

erzählte Geſchichten zum hunderteintenmale und macht aus zehn fremden Büchern Ein eigenes. Er hat ganz Thüringen gepachtet mit all ſeinen Sagen und Geſchichten, die er unbarmherzig ausbeutet und ſoll dafür an die Erneſtiniſche Linie eine jährliche Abgabe von Einem Thaler 16 Groſchen bezahlen. Dieſer Mann wird in Coburg als Göthe verehrt und läßt ſich mit Vergnügen ruhig verehren.

Heinrich Kunig wird dafür in Fulda von den Weibern vergöttert und von den Pfaffen verketzert. Wenn er die Geſchichten ſeiner Vergötterung und die ſeiner Verketzerung ſo naiv erzählt — iſt es entzückend, — wenn er aber ſeine Romane macht, iſt es erdrückend. Ich gähne, du gähneſt, er gähnt. — Einen Gegenſatz zu Kunigs Ketzerthum bildet Levit Stockings katholiſche Gottſeligkeit. Es iſt das eine Kapuzinerſeele in einem Journaliſtenrock. In Münſter geboren, begeiſterte er ſich an den Eiſenkäfigen, die daſelbſt an den Thürmen hängen, — eine ſchöne Erinnerung an die ſchöne Zeit, da der Biſchof von Münſter die armen Wiedertäufer echt chriſtlich maſſakrirte. Dieſe Romantik wuchs mit Levit

Stocking auf und wurde eins mit seiner erhabenen Dichterseele. Er empfahl sich als gut katholisches Gespenst an die Augsburger Rechtgläubige, die ihn verwendete, bis sie ihn wieder mit Vergnügen der Kölnischen Andächtigen in die Arme warf. Gegenwärtig befindet er sich in Rom, wo er wahrscheinlich den Papst viel zu wenig päpstlich findet — sympathisirend mit den ehrwürdigen Brüdern von Luzern. Mit diesen hat er auch das Streben gemein, Brüderschaften (vulgo Kameradschaften) zur Erreichung löblicher Zwecke zu bilden. Er steht an der Spitze einer solchen Brüderschaft. — Hauptmitglieder sind Truhkopf und Dünkelstets. Wie die Brüdergesellschaft Jesu gegen den Protestantismus, so kämpfen diese drei gegen den Glauben, daß es noch ein anderes Genie geben könne, als das ihrer Dreieinfältigkeit. —

Das Wappen Levit Stockings ist eine Nachteule oder ein Käuzchen — denn am wohlsten fühlt er sich in den verfallenen Thürmen und Klöstern des Münsterlandes — überhaupt in der alten, guten Zeit, da noch Hexen verbrannt wurden und jedes Haus seinen Pfaffen hatte. Ein äußerer Umstand spricht auch dafür. Während ganze Schwärme junger Oesterreicher das Manuscript in der Tasche über die Grenze schleichen, um sie im freiern Norddeutschland ans Licht der Welt zu setzen — schleicht Levit

Stocking ſein Manuſcript in der Kapuze, um einige Jahrhunderte zurück – d. h. nach Oeſterreich, um ſeine Bücher bei Heckenaſt erſcheinen zu laſſen. Unter einer ungeheuren Cenſurſcheere iſt ihm am freieſten zu Muthe. Es iſt eine große Seele! Ich ſehe ihn noch als Pater Guardian bei den Liguorianern in Wien ſelig verſcheiden, um nach hundert Jahren heilig geſprochen zu werden und Wunder zu thun, die er bei Lebzeiten niemals gethan. Oder iſt ſein Gedichtbuch ein Wunderwerk? — Schwerlich! — Wohl aber ſeine Kritik über Uriel Acoſta, denn, wer ſie nicht geleſen, kann nicht daran glauben. Wie ſchön wird es von jetzt in hundert Jahren zu ſehen ſein, wenn an allen Kreuzwegen heilige Levite von Sandſtein ſtehen und vor ihnen Münſterſche Anetten knieen werden. Der Literarhiſtoriker macht ſchon jetzt das Zeichen des Kreuzes, wenn er an Levit denkt. Seine Bücher, deren Magerkeit man ſchon jetzt auf hundert Schritte die heiligſte Aſcetik anriecht, werden dann wie die Bücher der heiligen Kirchenväter verkauft werden, um Waſſerſüchtige zu heilen. Aus dem Redaktionsbureau der Kölniſchen wird dann eine Kapelle, allwo ein unverweslicher Schreibfinger mit einem unauslöſchbaren Tintenkleckſe den Gläubigen gezeigt werden wird. – Doch genug von dieſem Hei-

tigen, der mehr der Kirchengeſchichte, als der profanen Literaturgeſchichte angehört.

Um ſchnell die öhlige Stimmung los zu werden, die uns bei dem Gedanken an Levit Stecking überkommt, machen wir einen großen Sprung von dem Römling auf den Deutſchen und Juden Berthold Urbach. Dieſem Dichter kann man nur zwei zärtliche Vorwürfe machen; erſtens: daß er die ganze Popularität für ſich in Anſpruch nimmt, und denen, die ſo athemlos danach laufen, nichts übrig läßt; — zweitens: daß er, der Jude, von dem berühmten Heinrich Lobe ein ordentlicher Menſch genannt wurde. — Ein härterer Vorwurf iſt es, daß er durch ſeine ſchönen Dorfgeſchichten ſo viele erbärmliche Dreſchgeſchichten ins Leben gerufen. Seine Nachahmer erinnern uns an die Begleiter der Frau Sevigné, die hinausgingen, um die Natur zu genießen, und nicht eher inne wurden, daß ſie ſich in ihrem Schoße befanden, bis ihnen ein ungeheurer Düngerhaufen unter die Naſe kam. O herrliche Natur! riefen ſie

im Chore. Am ärgſten geht es aber dem armen J. Dank. Er glaubt ſehr natürlich zu ſein, wenn er uns mit blitzdummen Bauernlümmeln bekannt macht, die Unſinn ſprechen, daß ſie kein Menſch verſteht. Sein „Waldmeiſter“ iſt das Erhabenſte und Gemüthlichſte, was je im Fache des Unſinns geleiſtet worden — die „vier Brüder aus dem Volke“ ſtehen dem erſten nicht nach — nur iſt in dieſem der Unſinn viel intenſiver. —

Wie Dank ein Genie des Unſinns, ſo iſt Friedrich Nebbel ein Genie des Häßlichen. Auf ſeiner Fahne ſteht, wie auf der Victor Hugo's: le laid c'est le beau. Nur daß ſich Victor Hugo manchmal irrt und doch ſchön iſt, während Nebbel faſt nie aus der Rolle fällt! — Nebbel iſt Dramatiker. Seine Stoffe ſind mit kleinen Variationen immer dieſelben — Heldinnen: Eine Gefallene, eine nicht fallen Wollende und eine ſich ſelbſt Fällende. Seine Muſe wohnt zwiſchen einer Beguinage und einem — —. In ſeinem neuſten Drama „Diamant“ lieg der Knoten der ganzen Handlnng in den Eingeweiden eines Juden — da kann denn freilich nur durch ein Vomitiv geholfen werden!

Dem Anſchein nach hat dieſer Dichter es jetzt mit der Schwindſucht zu thun — wenn wir nach einer Scene des Trauerſpieles „Julia“ ſchließen dürfen. Er ſucht ſich ſo

nach und nach die schönsten Kabinetsstücke unseres lieben Herrgottes aus. Wie wäre es wenn Nebbel so allgemach Katalepsie, Epilepsie, Lungenentzündung, Magenkrebs ꝛc. zu Dramen bearbeiten würde. Dann erst hätte er das volle Recht auf den Titel eines pathologischen Dichters. — Wie doch verschiedene Eltern mit ihren Kindern verschiedenes Glück haben. Nebbels Kinder werden gleich mit englischer Krankheit oder Wasserköpfen geboren. —

Da ist aber noch ein Dichter: Adalbert Schrifter, dessen Kinder können unmöglich krank werden. Wie sollten sie es auch? – sie haben kein Fleisch, kein Blut, keine Nerven, keine Knochen — der Knochenmangel ist am fühlbarsten. Die Figuren dieses Dichters fühlen sich an, wie halbgeschmolzenes Wachs und man fürchtet, sie könnten bei der mindesten menschlichen Berührung in sich zusammenstürzen. Liest man erst ein Buch Schrifters, so glaubt man in einen Farbentopf zu sehen — Schrifter versteht die Natur auf Papier zu daguerreotypiren.

So könnte die Literaturgeſchichte noch lange fortfahren, mit den Unentſchiedenen; denn wohin ſie blicket, trifft ſie auf einen dieſer Sterblichen. Aber es iſt nicht möglich, ſie zu erſchöpfen. Deutſchland und der Meßkatalog ſind zu fruchtbar. Die mögen ſich alſo tröſten, die wir mit Schweigen übergehen — ihnen iſt doppelt wohl.

Wir wenden uns nun von den Unentſchiedenen zu den Entſchiedenen.

Kaput VIII.

Die Entſchiedenen.

(Fortſetzung folgt).

Kaput IX.

Die Journaliſten.

Von Oettinger bis auf die neueſte Zeit.

(Folgen im nächſten Jahre).

II.

Moderne Dichtungen.

1. Naturſcenen. Von Karl Pech.

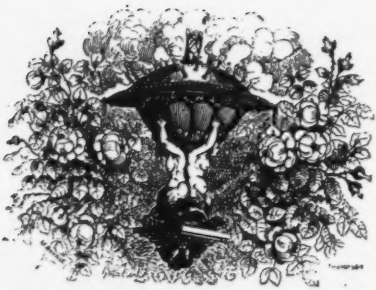
2. Ein naſſes Grab. Von M. Bartmann.

3. Der Wahn der Zeit. Von L. Bayer.

4. Allons d'ruf. Entwurf zu einer deutſchen Marſeillaiſe.

5. Fahrender Weltſchmerz. Von A. Mändner.

6. An Herrmann Kollet. Für H. Heine.



Moderne Dichtungen.

Naturſcenen

von

Karl Pech.

I.

Ich ziehe umher
In tiefer Thaleb'ne,
Der rieſig großen
Blatternarbe
Der Mutter Erde,

Die ihr zurückblieb
Nach dem chaotiſchen
Weltenfieber!
Wie glänzet der Himmel,
Das von den kecken Titanen
Blaugeſchlagene Auge des Weltgeiſtes,
Mit der weltanglotzenden
Sonnenpupille;
Wie raget ſo ſtolz
In's Thal der Berg,
Der würdige Glatzkopf
Mit dem kahlen Scheitel,
Nothdürftig geſchmückt
Von dem Weichſelzopfe
Des Eichenwaldes!
Von ferne blinken
Die Gipfel der Alpen
Im Eiſe ſtarrend,
Die Präſentirteller,
Worauf der Erdgeiſt
Gefrornes kredenzet
Der erhitzten Sonne,
Die ſich abmüht,
Es aufzuzehren.
Losgebrochene Felſenblöcke
Liegen am Fuße der Berge
Wie ausgeriſſene
Zähne der Zeit,
Ein Meiſterſtück

Des großen Dentiſten,
Des Urwaldſturmes!
Die Gießbäche rauſchen
Verworren in's Thal,
Die koloſſalen
Katzenjammer
Aus dem Rachen
Der Berge quellend!
Wie grünen und blühen
Die Wieſen und Gärten
Von Blumen beſäet!
In langen Reihen
Stehen die blühenden
Obſtbäume dort,
Die ſteifen Philiſter
Mit der weißen Perücke,
Und präſentiren
An jedem Aſte
Zahlloſe Blätter,
Die grünen Viſitenkarten
Der Baumwelt. —
In den Gartenbeeten
Blühen Schaaren
Von üppigen Blumen
Im Frühlingsglanz!
Farbig prangen
Die ſcheckigen Tulpen,
Die geiſtloſen Dandy's
Der Baumwelt;

Herrlich duften
Die zierlichen Nelken,
Wie Borſtenpinſel
Getaucht in bunte
Flammende Farben,
Geſteckt auf die runde
Palette des Beetes
Vom Frühling, dem großen
Landſchaftsmaler!
Und nachbarlich prunkt
Die geſchminkte Kokette,
Die eitle Roſe,
Und ärgert ſich mächtig
Ueber den Kohlkopf,
Den mokanten
Humoriſten
Dort in dem Miſtbeet,
Der grün parodiret
Die Form ihrer Blüthe! —
Doch vielfacher noch
Als die Blumen des Gartens
Erſchließen die Kelche
Die Blumen der Wieſe,
Die lieblichen Jngfrau'n,
Keck umflattert
Von leichten Gecken,
Den Schmetterlingen,
Die um die herrlichen
Mägdlein ſich dreh'n,

Wie ein Wirbel von bunten,
Nichtsſagenden Stammbuchblättern,
Wie ſchön gefärbte Zuckerpapiere,
Zahlreich verſtreut
Bei dem Elfenballe
Des luſtigen Frühlings.
Die Bienen und Bremſen
Bleiben nicht fern,
In Eiferſucht brummend,
Und ſchlüpfen den holden,
Verſchämten Blumen
Unter die bunten
Geſtickten Röcke.
Durch die lachende Wieſe
Wandelt plaudernd
Der klare Bach,
Der weit gereiſ'te Geſelle;
Und erzählet gewandt
Klatſchereien und Märchen
Den Uferblumen,
Die, ihre Köpfe
Zuſammenſteckend,
Leichtgläubig horchen
Mit offenem Maule. —
Laut durch die Gegend
Tönen die Lieder
Der flüchtigen Vögel,
Der wohltemperirten
Blasinſtrumente der Schöpfung.

Begleitet vom Grunzen
Der Contrabaſſiſten,
Der feiſten Schweine,
Aus der Tiefe
Des ſchmutzigen Dorfes.

II.

Nun wird es Abend;
Auf dem mit blauem
Tuche beſpannten
Himmelsbillard
Rollet die Sonne,
Die gelbe Kugel,
In's weſtliche Eckloch.
Und immer dunkler
Wird das unendliche
Himmelshaupt,
Wie ein rieſiger
Negerkopf
Von den zahlloſen
Silberläuſen
Den Sternen, geplagt;
Mitten unter ihnen
Da ſteht der Mond,
Sein feiſtes Antlitz
Friſch eingeſeifet
In der Baderſtube des Himmels;
Die lichte Wolke
Umgiebt ſein Kinn

Als blendend weiße
Serviette!
Auf einmal verlöschen
Die blinkenden Sterne,
Der silberne Mond;
Die Wolken ballen
Sich mächtig zusammen
Und Blitze zucken
Durch's tiefe Dunkel,
Als schlüge der Weltgeist
Noch vor dem Schlafengehn
Feuer sich an
Zum Abendpfeifchen.
Bald schläft er ein;
Man höret ihn schnarchen
Im Donnern der Lüfte,
Im Rauschen der Wälder,
Und heimwärts eilet
Der begeisterte Dichter,
Und wühlt in das weiche
Elastische Ruhbett
Schläfrig hinein
Die furchige Stirne,
Das Ackerfeld
Von großen Gedanken,
Die breite Tenne
Von abgedroschenem
Ideenplunder!

Ein naſſes Grab.

Nordiſche Ballade von Moritz Bartmann.

Der König wandelt am Meeresſtrand,
Sein Auge das ſtieret unverwandt,
Sein Blick der ſtieret immerfort
Nach einem und demſelben Ort —
Weil das Waſſer iſt ſo ſchön zu ſehn.

In weiter Ferne da glänzet gar hell
Ein weißes Segel; bald iſt es zur Stell'
Bald iſt es gelangt an jenen Ort,
Dahin er blicket immerfort —
Weil das Waſſer iſt ſo ſchön zu ſehn.

Das Fahrzeug trägt ein holdes Kind,
Viel ſchöner denn alle Nixen ſind.
Sie beugt ſich über des Schiffes Rand
Und ſchaut in die Tiefe unbekannt —
Weil das Waſſer iſt ſo ſchön zu ſehn.

Lang ſchaut ſie, da umwölkt ſich ihr Blick:
Es ziehet ſie raſch mit grauſamer Tück'
Die Nixe zur ſchrecklichen Tiefe hinab
Und begräbt ſie im naſſen finſtern Grab —
Weil das Waſſer iſt ſo ſchön zu ſehn.

Kaum wird der König das Unheil gewahr,
Da rauft er ſich aus das graue Haar,
Und ſtürzt ſich mitten in's Meer hinein
Und erſpart ſeinen Erben den Todtenſchrein —
Weil das Waſſer war ſo ſchön zu ſehn!

Der Wahn der Zeit.

Sonett Nr. 10. Aus dem erſten Dutzend.

Von Ludwig Bäuer.

Bethörter Wahn, im dunkeln Völkergrauen
Der Freiheitshymnen kampfdurchwirkte Schrift
Im Sonnenlicht des Morgenroths zu ſchauen,
Wie ſie dahin auf ſel'ger Woge ſchifft.

Es iſt ein Fluch geſprochen und gebrochen
Aus dunkeln Wolken über'n Sinai;
Noch hatt' ihn nicht mit ihrer Macht gerochen
Im Panzerhemd die Jungfrau Poeſie.

So ſitz' ich da, hinſchreitend klagend, zagend,
Umſonſt der Weltgeſchichte Sphinxe fragend,
Ein Schauerbild vom öden Vatergreis.

So ruf' ich fluchend noch die milde Mahnung:
O reißt Euch los aus Eurer Nachtumwahnung! —
Dann wird Euch ſchier der Nachwelt Dankespreis!

Allens d'ruf!

Entwurf zu einer deutſchen Marſeillaiſe.*)

Sauſet aus die vollen Becher
Heut' füllt ſie noch blanker Wein:
Morgen, wo wir Deutſchlands Rächer,
Soll's der Feinde Herzblut ſein.
Schwingt in nerv'ger Fauſt die Knittel
Ob den Häuptern unſ'rer Büttel,
Luſtig geht's da, piff, paff, puff!
Jetzt is's Zeit, man Allens d'ruf!
Chor: Luſtig geht's da, piff, paff, puff!
Jetzt is's Zeit, man Allens d'ruf!

Heinzen, Marr, Ihr Weltbefreier!
Fern vom deutſchen Vaterland
Haben Fürſtenungeheuer
Edle Helden! Euch verbannt:

*) Wir danken dieſes höchſt merkwürdige Actenſtück ſangkräftiger deutſcher Männer der Redaction eines Beobachters am Rheine, welcher durch ſeine raſtloſen Bemühungen dazu beigetragen hat, daß die Nachſuchungen der New-Yorker Ober-Polizei-Hofſtelle bei dem Comité dieſer unverbeſſerlichen Weltverbeſſerer mit beſtem Erfolg gekrönt worden, wie Figura zeigt.

Brecht den Bann, eilt her zum Kampfe,
Leuchtet uns im Pulverdampfe,
Luſtig gehts dann, piff, paff, puff!
Jetzt iſ's Zeit, man Allens d'ruf!
Chor! Luſtig gehts dann ꝛc. ꝛc.

Recht ſo, immer fort geſoffen
Echten Muth gibt nur der Wein:
Unſer Wünſchen, unſer Hoffen
Nähre edles Naß vom Rhein.
Schnelles Wachsthum unſrem Ruhme,
Fort mit allem Eigenthume!
Luſtig geh's drum, piff, paff, puff!
Jetzt iſ's Zeit, man Allens d'ruf!
Chor: Luſtig geh's drum ꝛc. ꝛc.

Fahrender Weltſchmerz.

Von

Alfred Mäusner.

Den Mantel umgeſchlagen, ſtumm und wild
Durchzog ich einer Hauptſtadt öde Gaſſen;
Der Lärm verhallt, die Schenke todt, verlaſſen,
Und unverkennbar d'rüber hängt das Schild.

Kein Laut umher; nur früher Hähne Ruf
Begrüßt' das künft'ge Morgenroth mit Gackern,
Und einſam von verſpäteten Fiakern
Klirrt auf dem Pflaſter noch des Roſſes Huf.

In meinem Kopfe raſ't ein irrer Tanz
Lemurenhaft entkörperter Gedanken;
Mein Sommer wich, die letzten Blätter ſanken,
Und auf dem Haupte welkt' der friſche Kranz.

Verkannt, verarmt, verſtoßen, ohne Raſt,
Ein Mandelbaum, deß Mandeln längſt verkommen,
Ein leerer Rahm', daraus das Bild entnommen,
Ein Haufen Geld's, das längſt in Schaum verpraßt!

So wandre ich, mein eigner Schatten wol,
Um's junge Haupt ſchlafloſer Nächte Krone,
In welker Hand die ſchwarzgebräunte Bohne,
Der Dichternachtwacht ſchmerzliches Symbol.

O Welt, o Welt, verſteinte Galathé,
Vor meiner Liebe qualdurchwehten Flammen
Bräch' ſelbſt ein Eisberg morſch in ſich zuſammen,
Du aber biſt von Marmor nicht von Schnee!

Du ſiehſt und ſtarrſt und lächelſt milden Hohn
Geſtern wie heut' und noch nach hundert Tagen;
Es muß kein Herz in deinem Buſen ſchlagen,
Und ich, mein Lieb', bin kein Pygmalion!

An Hermann Kollet.

Gegengruß für Heinrich Heine.

Jetzt weiß ich's was es soll bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Klimpern und Kreischen und Läuten,
Das kommt mir gar nicht aus dem Sinn.

Die Nacht ist kühl und es dunkelt,
Der Mond sieht heut' so bleich;
In Leipzig wird viel gemunkelt
Vom „jungen Oesterreich".

Ich seh' dort Einen sitzen,
Ich glaub', von dieser Schaar,
Die Augengläser blitzen,
Er kämmt sein gold'nes Haar.

Er kämmt es mit hornenem Kamme
Und singt ein Lied dabei,
Das hat eine grausame
Lächerliche Melodei.

Er hat mir's zu Liebe gedichtet,
Und mich ergreift eine Pein,
Als ſollt' ich werden gerichtet
Für alle Sünden mein.

Der Rhein braufet und grollet,
Weh! es zerſchellt mein Kahn!
O Kollet, Hermann Kollet,
Warum haſt du mir das gethan?!

III.

Gabriel Ukosta.

Trauerspiel in 5 Akten, mit belehrenden Diskussionen, neuen Dekorationen und künstlichen Springbrunnen, zeitgemäßen Reformbestrebungen und Tendenzen.

Im Entwurfe mitgetheilt

von

Karl Truhkopf.

Durch die zuvorkommende Güte des Hrn. Verfassers sind wir in die angenehme Lage versetzt, den ersten Entwurf zu diesem allgemein beifällig aufgenommenen und scharfsinnig beurtheilten Trauerspiele nachstehend mitzutheilen.

Perſonen:

Van der Straaten, ein reicher Jude, der viel in Metalliques und Nordbahn's macht, hat ein verſchloſſenes Herz und einen offenen Geldſack.

Judith, ſeine einzige Tochter, eine gute Partie.

Ben Jochai, ein junger Börſenſpekulant, ſteht immer in der Contremine.

Gabriel Ukoſta, ein junger Reformer, der einen offenen Brief drucken läßt; ſonſt ein recht geſcheidter und lieber Menſch, wenn er nicht auf Heldenrollen erpicht wäre.

Ben Akiba, ein uralter, kluger Mann, der während des ganzen Stückes ſagt: Das war Alles ſchon da.

De Santos, jüdiſcher Inquiſitionsrichter und Schlächter, ein eingefleiſchter Orthodoxer.

De Sylva, ein großer Gelehrter, der nicht weiß, was er thut, und nicht thut, was er weiß.

Mehrere andere Perſonen, welche nicht hierher gehören.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

De Sylva und Ben Jochai.

De Sylva. Ihr kommt von der Reiſe?

Ben Jochai. Zu dienen, Sylva.

De Sylva. Ihr ſcheint betrübt? Stehen die Mailänder unter Pari?

Ben Jochai. Nein, ich hab' ſie wieder auf 2¾ hinaufgetrieben.

De Sylva. (für ſich). Gutes Geſchäft. (Laut) Habt Ihr Eure Braut Judith ſchon geſehen?

Ben Jochai (im höchſten Pathos). Ha, dies iſt mein Stichwort! (Er fängt an, auf Judith und Gabriel

Ukosta zu ſchimpfen, worüber ſich Sylva nicht wundert, da er dies von Jochai ſchon gewohnt iſt.)

(Ein Diener meldet Jemand.)

Zweite Scene.

Gabriel Ukoſta, ſehr intereſſant gekleidet tritt ein.

Ben Jochai. Ha, er ſelbſt, Gabriel Ukoſta!

Gabriel (mit Ruhe). „Ja, ich bin's, der Unglückſel'ge,
Bin's, den jene Häſcher ſuchen,
Bin's dem alle Juden fluchen" —
Entſchuldigen Sie, meine Herren, ich hab' mich geirrt. Ich könnte eigentlich in glänzenden Jamben mit Euch ſprechen, aber ich bin bekanntlich ein Freund der freien Rede.

De Sylva. Gabriel, Ihr habt ein Buch geſchrieben; es iſt mit Beſchlag belegt!

Gabriel. Sind's nicht über 20 Bogen?

De Sylva. Eben darum!

Gabriel. Wie? Eben darum?

De Sylva. Ja, eben darum!

Gabriel (mit Weihe). O Polizei! — Doch ich muß zur Eiſenbahn, ſonſt verpaſſe ich den Train; lebt wohl!

Ben Jochai. Ihr reiſ't? Nun ich wünſche glückliche Reiſe! Grüßt mir alle Bekannte! Wenn Ihr Geld braucht, ſo ſagt es frei!

Gabriel (ſtolz). Ich mache keine Schulden. Dazu bin ich zu ſehr Philoſoph und Skeptiker.

Dritte Scene.

Der jüdiſche Schlächter De Santos. Die Vorigen.

De Santos. Da iſt er ja, der Menſch, der ſolche incendiariſche Schriften ſchreibt! De Sylva, hier ſchickt Euch die Gemeinde das Buch zur Cenſur!

De Sylva (in heilgem Eifer). Mein Beruf als Gelehrter und meine amtliche Stellung machen es mir zur Pflicht. Es thut mir leid um Euer Buch, Ukoſta. Ich cenſire es! (Geht feierlichen Schrittes mit De Santos ab.)

Ben Jochai. Ich glaube, ich werde Euch auch nicht abgehen, wenn ich abgehe. (geht auch ab.)

Gabriel Ukoſta beſinnt ſich einige Augenblicke, dann ſieht er, daß er den Train ſchon verpaßt hat und empfiehlt ſich mit ſchönen Worten.

Zweiter Akt.

(Ein großer Park, in welchem 2 Springbrunnen von den Reichthümern und dem Kunſtſinn des Gutsbeſitzers plaudern.)

Erste Scene.

Van Straaten und Judith.

Van Straaten (unmuthig). Ich finde es ganz gegen alles savoir vivre, daß du den Ukoſta zum heutigen thée dansant geladen haſt.

Judith streichelt ihren Vater einigemal um's Kinn, worauf er sich beruhigt hinter die Coulissen zurückzieht.

Zweite Scene.

Judith (allein, nachdenklich). Ich bin in ihn verliebt — er ist in mich verliebt — Ben Jochai ist auch in mich verliebt — das ist wirklich eine verwickelte Geschichte. (Sieht in die Coulissen.) Doch da kommt er!

Dritte Scene.

Gabriel sieht sehr blasirt aus und schneidet Gesichter.

Judith. Was fehlt ihnen, lieber Freund?

Gabriel (auffahrend). Wissen Sie denn nicht, daß mein Buch confiscirt ist?

Judith. Was geht mich die Censur an?

Gabriel. Judith, sprich es nicht aus das schreckliche Wort.

Judith ergreift gerührt seine Hand. Indessen tritt Ben Jochai auf, ist sehr wild und kann sich nicht bezähmen.

Vierte Scene.

Ben Jochai (etwas bissig). Ihre Abschiedsvisite dauert etwas lange, Herr Ukosta!

Judith wirft ihm einen vernichtenden Blick zu, den er wieder zurückwirft und welchen Gabriel Ukosta endlich auffängt und darauf, gestärkt durch dieses erheiternde Spiel, mit Judith fortgeht.

Ben Jochai (wüthend). Gut, daß ich in der Centremine ſtehe!

Fünfte Scene.

De Sylva tritt brütend auf.

Ben Jochai. Nun habt Ihr Gabriel's Buch cenſirt!

De Sylva (niedergeſchlagen). Ja. Es iſt ſchade um den jungen Mann. Er hat viel Talent und ſchreibt ſehr ſchön Einige Stellen haben mich beſonders intereſſirt. —

Ben Jochai. Wie, Verräther! Ihr wollt das Buch durchlaſſen?

De Sylva (mit Würde). Ich weiß, was meines Amtes iſt. Ich ſchrieb blos ein Wort auf die letzte Seite: damnatur!

Ben Jochai freudig bewegt). Damnatur! O gehaltvolles Wort! Das iſt das Wort, um das ſich meine Intrigue und das ganze Stück dreht! Und ſchriebt Ihr dies Wort mit gutem Gewiſſen nieder!

De Sylva (verlegen). Was fragt Ihr noch? (Mit Pathos) Er iſt kein Jude!

Ben Jochai (reibt ſich vergnügt die Hände). Kein Jude? Wohlan, dann ſpekulirt er ſchlecht!

Sechste Scene.

Van Straaten Judith und andere Perſonen, auch Gabriel Ukoſta.

Sie alle vertreiben ſich die Zeit ſo gut ſie können, bis

die entscheidende Katastrophe und der Schlächter de Santos mit seinen Beistehern eintritt. — Es wird geblasen.

Van Straaten. Was muß ich hören? — Ha, wir sind Alle verdammt! (Allgemeine Bestürzung.)

De Santos und seine Begleiter erheben die Hände und spreitzen die Finger auseinander, was einen sehr erhebenden und ergreifenden Anblick giebt, und sagen dem Ukosta in verblümten Worten, daß er seines Buches wegen verflucht ist. (Allgemeines Huh! Huh!) Nebenbei nehmen sie sich die Freiheit, auch jeden zu verfluchen, der mit ihm Partei hält, worauf alle Anwesende (nämlich auf der Bühne) sich von Gabriel Ukosta entfernen. Nur Judith schwankt einige Augenblicke und wirft sich dann der Verzweiflung und ihrem Vater in die Arme.

Ukosta findet diese ganze Scene gar nicht in der Ordnung und spricht dem jüdischen Schlächter und seinen Beistehenden die Kompetenz in Preßvergehen ab, worauf diese meinen, er sei im Grunde kein liebenswürdiger Mensch, wogegen jedoch Judith protestirt, indem sie Gabriel freimüthig ihrer Liebe würdig erklärt, was gewiß der beste Zug ihres Herzens und ihrer Rolle ist.

Ben Jochai denuncirt nun öffentlich Gabriel Ukosta als verkappten Christen, was Judith sehr abscheulich findet, da sie nun ihren Gabriel auf keinen Fall heirathen kann. Ukosta jedoch dankt dem Ben Jochai für seinen guten Willen und gesteht, daß er zwar kein guter Christ, aber auch kein schlechter Jude sei, von wegen welchen freiwilligen Geständnisses des Inquisiten der Schlächter und

seine Beistehenden ihren Ausspruch in vollgültige Kraft und Wirkung getreten erklären.

Die übrige zum Feste geladene Gesellschaft und die Handlung geht auseinander.

Siebente Scene.

Van Straaten bemerkt nur, er werde sich die Sache noch überlegen und Ukosta könne sich indessen auf seiner Villa gütlich thun.

Judith, sehr zufrieden mit ihrer Heldenthat, sagt zu Ukosta: „Ich wünsche Ihnen indessen gute Unterhaltung, wir sehen uns bald wieder.“ Durch diese Worte geräth der Vorhang ganz aus der gewohnten Fassung und fällt gerührt der schönen Judith zu Füßen.

Dritter Akt.

Erste Scene.

Van Straaten sitzt im Sorgenstuhl und berechnet seine Börsendifferenzen, wobei er etwas von hoher See und sicherm Hafen monologisirt.

Zweite Scene.

Judith stört ihn durch eine zärtliche Scene, in welcher sie sich als vollendete Schauspielerin zeigt.

Van Straaten beklagt sich, daß ihm die Leute nach seinem ersten Falliment keinen Kredit geben wollten und daß er sich dabei sehr unbehaglich gefühlt habe. Dann sei er hartherzig geworden und befinde sich dabei sehr behaglich.

Dann ſchickt er Judith zu ihrem geliebten Gabriel, was gewiß das beſte Zeichen ſeines guten väterlichen Herzens iſt.

Dritte Scene.

De Sylva und van Straaten.

Van Straaten. Nun, wie ſtehen unſere Geſchäfte? Nimmt die Synagoge den Bann zurück?

De Sylva. Ganz nach Belieben.

Van Straaten. Aber ſchnell! es hat Eile! Meine Tochter will heirathen!

De Sylva. Ganz nach Belieben.

Van Straaten. à propos, was ich Sie fragen wollte, lieber de Sylva! Wie kann man jetzt noch Orthodoxer ſein?

De Sylva (leiſe). Sie fallen aus der Rolle! Vergeſſen Sie nicht, daß wir noch nicht im 19. Jahrhunderte leben!

Van Straaten. Ja ſo! Sie haben recht. Nun, ich empfehle mich Ihnen beſtens! Ukoſta wird gleich kommen. Er nimmt nur ein Gabelfrühſtück. (Geht ab.)

Vierte Scene.

Gabriel Ukoſta und de Sylva.

Gabriel. Da bin ich!

De Sylva. Schön! Wollt Ihr widerrufen?

Gabriel. Nein! Nein! Nein! ſage ich.

De Sylva. Und Judith?

Gabriel (auffahrend). Judith? Judith? Judith? (Leiſe.) Helfen Sie mir doch heraus, ich hab' meine Rolle vergeſſen!

De Sylva (zärtlich). Beſinnt Euch doch, Gabriel! Eure blinde Mutter — —

Gabriel (ſchmerzlich.) O, jetzt fällt mir das Stichwort ein. (Mit Pathos) Ja, die Familie hat bei den Juden großen Einfluß. So dürfen in Frankfurt nur 16 Juden jährlich Familie haben, und in Oeſterreich hat mancher Jude früher eine Familie, bevor er eine Familienſtelle hat!

De Sylva, auf dieſe Thatſachen geſtützt, hält eine ſchöne Rede pro domo judaica und geht dann ganz vergnügt ab.

Fünfte Scene.

Gabriel hat kaum Zeit, ſich wieder auf ſeine Rolle zu beſinnen, ſo thut ſich die Thüre auf und eine Scene wird mit ſeiner blinden Mutter von ſeinen Brüdern herbeigeführt, in welcher die Mutter nach Gabriel's Geſicht und der Autor nach Effekt haſcht. Die Handlung des des Stückes wartet ganz ruhig, bis die beiden Brüder Ukoſta's ihre Handlungsangelegenheiten vorgetragen haben, die allerdings ſehr bedenklich ſind. Aus Galanterie läßt auch die innere Entwickelung des Stückes der ſchönen Judith Zeit, ſich in einigen effektvollen Attitüden zu zeigen. Ukoſta, ein geübter Turner, ſchwingt ſich dann auf's hohe Roß und fängt an, ſich ſelbſt in den Staub zu treten, was ihm zum allgemeinen Erſtaunen ſehr bald

gelingt, worauf er mit fliegendem Gewande und geknüpftem Dramakneten hinausstürzt.

Sechste Scene.

Die Mutter, welche leider wegen ihrer Blindheit nicht früher schon sehen konnte, daß sie eigentlich auf der Bühne nichts zu thun habe, preist das Glück, einen Sohn zu haben, der so schöne Reden hält und nun wegen seines rebellischen Buches Abbitte zu thun gegangen ist. Damit ist ihre Rolle zu Ende und sie kann getrost nach Hause fahren.

Siebente Scene.

Judith sieht nun durch's Fenster, daß Gabriel bloßköpfig auf der Gasse herumvagirt und fürchtet sich, daß er sich verkälten und seine Rolle nicht weiter spielen könnte. Aus dieser Angst reißt sie Ben Jochai, indem er sie durch seinen plötzlichen Eintritt in eine noch größere Angst versetzt.

Achte Scene.

Ben Jochai spricht von den glänzenden Börsespekulationen, welche er aus purem Eigennutz und Rachedurst gemacht und erlaubt sich nebenbei zart anzudeuten, daß ihm sämmtliches liegendes und fahrendes Vermögen von Judith's Vater verfallen sei, wozu er auch sonderbarerweise die schöne Judith selbst rechnet.

Neunte Scene.

Van Straaten kommt jedoch herein und meint, daß die Aktien noch nicht so schlecht stünden und daß der Contremineur noch ein paar Tage warten müsse, worauf dieser, sich auf den neuesten Courszettel berufend, zornentbrannt davongeht, und auch Judith ihrem Vater bemerkt, daß er lieber früher die Scene verlassen möge, bevor ihm der Vorhang auf die Hühneraugen fällt, da er ohnehin weiß, wo ihn der Schuh drückt. — Der Vorhang läßt sich nun ganz gelassen auf die Bühne nieder.

Vierter Akt.

Erste Scene.

Ein Gemach an der Synagoge; der jüdische Consistorialrath hat sich versammelt. Ben Akiba, ein sehr kluger, steinalter Mann, wird hereingeführt.

Der jüdische Schlächter de Santos. Nun wollen wir den Ukosta noch einmal einer strengen Prüfung seines Glaubensbekenntnisses wegen unterwerfen.

Ben Akiba. Ist Alles schon dagewesen.

De Santos. Wir haben ihn in's finsterste Loch gesperrt, so daß ihm gewiß kein heller Gedanke mehr kommt.

Ben Akiba. Ist Alles schon dagewesen.

De Santos. Lassen wir den Kandidaten zum examen rigorosum rufen.

Ben Akiba. Ist Alles schon dagewesen. Habt Ihr

einen Protokollbogen da? Sonſt könntet Ihr oder Ukoſta die Fragen und Antworten wieder ableugnen. Iſt Alles ſchon dageweſen.

Zweite Scene.

Gabriel Ukoſta tritt ein. Er thut ſo, als ob ihm das Examen ſehr läſtig wäre.

De Santos. Beklagter Er, weiß Er —

Ben Akiba. Entſchuldigen Sie, Herr Dekan, laſſen Sie mich als Senior zuerſt ſprechen.

De Santos zieht ſich hinter ſeinen Bart zurück.

Ben Akiba. Gabriel Ukoſta! Wollt Ihr den langen Weg der kurzen Reue oder den kurzen Weg der langen Reue gehen?

Gabriel. Iſt mir Alles gleich. Meinethalben mit der Eiſenbahn.

Ben Akiba. Iſt Alles ſchon dageweſen. Sagt ganz ohne gêne, was Ihr glaubt!

Gabriel (auffahrend). Das iſt reine Sekkatur! Ich hab's Euch ſchon ein paarmal geſagt.

De Santos (barſch). Wie kann Er ſo keck werden! Man wird ihn ſogleich wieder in's —

Ben Akiba. Entſchuldigen Sie, Herr Schlächter, man muß dem jungen Mann den Kopf nicht ſo heiß machen, ſonſt wird er noch wilder. Iſt Alles ſchon dageweſen. — Ukoſta, ſeht, Ihr ſeid ein ganz junger Menſch und Euch ſticht noch der Hafer. Aber ich, ich bin alt, ſehr alt, und bin ſehr gelehrt. Ihr könnt doch nicht ſo viel

wiſſen wie ich. Uebrigens müßt Ihr Euch nicht ſo viel einbilden. Solche Leute, wie Ihr, waren ſchon oft da; iſt Alles ſchon dageweſen. So z. B kommt im Talmud ein Acher vor —

Gabriel. Ein Acher?

Ben Akiba. Ja, ein Acher, der hat auch ſo ſpekulirt und rumert wie Ihr und dann iſt er geſtorben und —

Gabriel. Geſchieht ihm recht —

Ben Akiba. Freilich, iſt auch ſchon dageweſen. Aber dann iſt aus ſeinem Grabe ein Rauch aufgeſtiegen —

Gabriel (freudig). Ein Rauch? Ha, das gibt mir einen guten Gedanken zu einer intereſſanten exegetiſchen Vorleſung!

(Er ſchlägt in Geſenius' großem Wörterbuche nach, dann ſtellt er ſich in die Mitte der Verſammlung, verbeugt ſich dreimal gegen die Zuhörer und beginnt:)

Meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! Ein Acher, ja, ein Acher, ſo was man einen Acher nennt, der bin ich auch; ich bin auch ein Acher, auch ich ein Acher bin. Es hat ſich von jeher Alles geachert und wird ſich noch ferner Alles achern Denn Acher heißt ein Anderer und ich bin ein Acher, denn ich bin in jeder Scene ein Anderer, und auch ich werde von den Brettern, welche die Welt bedeuten, abgehen und es wird nichts als Rauch zurückbleiben. Alſo, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, Sie ſehen, ich bin ein Acher, ein Acher bin ich, Alles iſt Acher; ich bin Acher, du biſt Acher, er iſt Acher, wir ſind Acher, Ihr ſeid Acher, ſie ſind Acher!!

(Er sieht nach dieser glänzenden Rede stolz auf sich herab und bewundert sich im Stillen, doch so, daß es jeder Zuschauer bemerken muß.)

Ben Akiba (zu den Anderen). Der junge Mann scheint seine Sachen besser zu verstehen als wir. Ist Alles schon dagewesen. (Laut) Ukosta, Ihr habt zwar viel Talent, aber müßt mehr Talmud lernen. Der Talmud ist ein gutes altes Buch, und man braucht nicht viel zu denken, wenn man ihn auswendig lernt. Darum bin ich so alt geworden, so uralt, und war immer sehr zufrieden mit mir und mit dem Talmud, und jetzt bin ich Senior der jüdisch-theologischen Fakultät. Seht, so weit könnt Ihr's auch noch bringen. Also, junger Mensch, verstanden: mehr Talmud lernen! Uebrigens Nichts für ungut. Alles schon dagewesen. Auch ich bin dagewesen. (Läßt sich abführen.)

Dritte Scene.

De Santos. Nun, hat Er gehört, was der Herr Senior gesagt hat? Da hat Er sein Absolutorium? (Gibt ihm eine Papierrolle.) Doch muß Er laut vor der ganzen versammelten Gemeinde vorlesen. (Für sich) Ich weiß eigentlich gar nicht, warum ich denn einen solchen eingefleischten Teufel spielen muß. Indessen, der Wille des Autors geschehe! (Zu Ukosta.) Ueberlegt's Euch nicht lange! Es ist schon Mittag. Ich hab' schon Hunger. Lebt wohl! (Der ganze Consistorialrath geht ab.)

Vierte Scene.

Gabriel Ukosta scheint sehr unzufrieden mit seinem schlechten Examen, sucht jedoch sich und das Publi-

kum zu überreden, daß er sich nichts daraus macht. Darüber vergißt er, die Papierrolle zu überlesen, was ihm dann sehr schlecht, dem Autor aber sehr gut bekommt. Während er so in Gedanken und Sprechen verloren ist, erinnert er sich, daß er die Heldenrolle übernommen hat. Da er einsieht, daß etwas geschehen müsse, wenn die Handlung nicht stillstehen soll, so beginnt er: — Und sie bewegt sich doch! — Ja, Galiläi, so hast du ausgerufen, nachdem du auf der Folter gelegen, und nun, da meine Zuhörer auf der Folter liegen und die Handlung stillzustehen scheint, rufe ich auch: Und sie bewegt sich doch! —

Ferner bekennt er, daß er durch seine herzbrechende Lage den Kopf oder Judith verlieren müsse, und daß er lieber wäre, wo der Pfeffer wächst, als hier, wo der Schlächter die Briefe an ihn unterschlägt und er warten muß, bis ihm der jüngste Bruder die Nachricht bringt, daß seine Mutter gestorben sei. (Man hört Kirchengesang hinter der Scene.)

Gabriel Ukosta. Also die Mutter todt! Nun habe ich keine Verpflichtung mehr, Abbitte zu thun.

Der Bruder (etwas familiär). Und die schönen Scenen, welche noch nachfolgen sollen?

Ukosta (eben so). Das geht mich nichts an, lieber Bruder! (Der Vorhang zunächst der Synagoge geht in die Höhe und man sieht die Rabbinen auf den Stufen des Altars.)

Der Bruder (sich plötzlich besinnend). Und Judith?

Ukosta. Judith? Judith? — Lieber Gott, ich weiß

schon nicht mehr, was ich thu'. — Ich gehe schon zum Altar!

Der Bruder. Aber, Gabriel, höre doch, Judith — —

Ukosta. Schon gut! Jetzt hab' ich's satt. (Er ist mit einem kühnen Sprunge auf den Stufen des Altars).

Fünfte Scene.

Der Bruder möchte ihm gern nachstürzen und in's Ohr schreien, daß er keinen dummen Streich begehen solle um Nichts und wieder Nichts, denn Judith sei eben die Braut Ben Jochai's geworden. Aber der Autor hält ihn beim Wort und bei der Kehle, und so muß die Handlung des Stückes ruhig fortgehen, während der Bruder unruhig stehen bleiben muß.

Ukosta hat indessen sein Absolutorium aufgerollt und liest zur Buße für seine frühere Vergeßlichkeit sein ganzes Sündenregister nebst den schlechten Noten, welche er wegen unangemessenen, störrigen Betragens und ungebührender Freigeisterei erhalten, vor der ganzen versammelten Gemeinde vom Papiere ab. Man sieht den Kampf im Innern seiner zerrissenen Seele und hört den Helden in seinem Gewissen knurren. Einige Violinen führen dabei das Gemurmel einer Judenschule mit gewohnter Präcision und seltener Virtuosität auf.

Endlich denkt Ukosta: „Was zu arg ist, ist zu arg", und läßt das Papier und sich auf die Erde niederfallen. Einige Beisteher des Schlächters springen ihm menschenfreundlich zu Hülfe und tragen ihn von der Scene.

Der jüdische Schlächter jedoch nimmt das Papier und

seine Rolle wieder auf und liest mit Vergnügen weiter, daß Gabriel Ukosta an der Schwelle der Synagegenthür angebunden und daß ihm ein Jeder nach Belieben seine volle Achtung und Liebe mit einem Fußtritt bemerklich machen könne.

Der Bruder, der den ganzen Jammer und Zeter bisher ruhig angehört hat, ruft plötzlich aus: „Halt! bei dem Spektakel muß ich auch dabei sein!“ und läuft davon. Dadurch ist die Scene einen Augenblick ganz verlassen, was für sie sehr langweilig sein muß, sie läßt darum lieber gleich die Intriguanten Ben Jochai und de Sylva eintreten.

Ben Jochai. Ha! ich bin in rage! (Sieht gegen den Ausgang der Synagoge.) Wartet noch, ihr lieben Leute unten, ich muß der Erste sein, der sich den köstlichen Spaß mit Gabriel macht. Wozu wär' ich sonst der Intriguant? (Stürzt hinab.)

De Sylva, ein echter Gelehrter, sieht dem Ausbruche der Volkswuth mit stoischer Ruhe und Gelassenheit zu und macht einige geistreiche Aphorismen darüber, welche jedoch nicht kräftig genug sind, Gabriel Ukosta zurückzuhalten, der wüthend auf die Bühne stürzt, während sich mehrere Statisten als Volk zu beiden Seiten aufstellen.

Ukosta (vor Wuth schäumend). Ist das poetische Gerechtigkeit? Ich muß mich von Allen treten lassen wie ein Hund, und der Erste ist mein Todfeind Ben Jochai, der mir dabei noch freundschaftlich mittheilt, daß er meine Judith heirathen wird. Ich frage: Ist das poetische Gerechtig-

keit? O Schmach und Schande, ſich als Held vor dem ganzen Publikum ſo zu blamiren! — Aber nun wiſſe, verſammeltes Volk, es iſt Alles nicht wahr, was ich früher geſagt habe! Denn wenn es wahr wäre, hätt' ich's nicht geſagt. Alſo, ich widerrufe meinen Widerruf! Und übrigens bin ich jetzt furchtbar wüthend, denn ich ſehe nicht ein, wozu ich die ganze Komödie geſpielt habe. Aber dieſem Börſianer Ben Jochai will ich's vergelten, ja, ſchauerlich vergelten! Rache! Rache muß ſind! (Stürzt rachefinnend ab.)

Das Volk geht auf höhern Befehl des Maſchiniſten auseinander, da der Vorhang bereits zum Ausrücken conſignirt iſt. Die Muſik fällt ſchnell ein, damit es dem Zuſchauer einfällt, daß auf dem Zettel noch ein Akt angekündigt iſt.

Fünfter Akt.

Der große Park wie im erſten Akte. Die beiden Springbrunnen ziſcheln ſich die Börſecourſe in die Ohren und nicken bedenklich mit den Köpfen.

Erſte Scene.

Ben Jochai tritt mit weißem Feſtgewande und ſchwarzer Seele auf. Dann de Sylva.

Ben Jochai. Nun, was ſagen Sie, de Sylva, ich bin ein feiner Kopf; wie ich die Livorneſer hinaufgetrieben hab'!

De Sylvä (ſchmerzlich bewegt). O, ſprecht mir nicht davon!

Ben Jochai. Sehen Sie, wenn man in der Contremine ſteht, hat man zwar wenig Freunde, aber deſto mehr Moos! Wie ich den van Straaten centremînirt habe! Und die ganze Differenz kann etwas bei $\frac{1}{8}$ betragen.

De Sylva (für ſich). Gutes Geſchäft.

Ben Jochai. Ich muß ſagen, ich hab' ein wahres Vergnügen an dieſem Geſchäft. Judith iſt eine feine Waare, und die van Straaten'ſchen Güter kann ich auch einmal erben. — Doch da kommt meine holde Braut.

Zweite Scene.

Judith, als intereſſante Braut, mit kreideweißem Geſicht und den feinſten brüſſeler Spitzen angethan.*)

Ihr Vater ſieht etwas fallirt aus.

Ben Jochai. Guten Morgen, Fräulein Judith! Sie ſehen wirklich recht gut aus.

Judith (ſchwach). Ich danke für das Compliment.

---

*) Die P. T. Kammerjungfern des Fräulein Judith werden gebeten, ihr die glänzendſte Toilette zu machen; denn ſie denkt gewiß in ihrem großen Schmerze nicht daran, recht intereſſant auszuſehen.

Ben Jochai (galant). O, ich bitte! Pure Wahrheit!

Van Straaten. Iſt Alles bereit zur Hochzeit? (Für ſich) Ich fürchte nur, der Ben Jochai giebt mir mein Geld nicht zurück. (Zu Judith) Biſt du gefaßt, vielgeliebte Tochter?

Judith (flehend). So es der Autor gebeut, will ich ſogleich zum Altar gehen. Aber laßt mich vorher einige Augenblicke mit meinem Onkel De Sylva allein.

Alle. Warum?

Judith. Was fragt Ihr! Steht's nicht im Manuſkript?

Alle, bis auf de Sylva. Ja freilich, da müſſen wir abtreten. (Gehen ab.)

Dritte Scene.

De Sylva. Was wünſcheſt du, liebes Kind?

Judith. Ich muß in Ohnmacht fallen. (Sie fällt in Ohnmacht.)

De Sylva. Zu Hülfe! Schnell ein Glas Waſſer! (Ein Diener bringt ein Glas Waſſer.)

Judith (die Augen aufſchlagend). Iſt das Waſſer ſchon hier? Nun iſt's ſchon wieder gut. Stellt es nur dorthin auf den Tiſch. (Der Diener thut es).

De Sylva. Iſt nun Alles für die folgenden Scenen gehörig vorbereitet?

Judith (entſchloſſen). Ja!

De Sylva. Nun, ſo können wir gehen. (Gehen Beide ab). Das Glas Waſſer bleibt einige Zeit allein auf der Bühne.

Vierte Scene.

Ukoſta und ein Knabe, der ihm auf jedem Schritt nachläuft.

Gabriel (kratzt ſich hinter den Ohren). Ich bin wirklich ſchon meines Lebens und meiner Rolle überdrüſſig. Was ſoll ich noch ferner hier? (Sich beſinnend) Ja, richtig, Ben Jochai will ich erſchießen. Aber es hat keine Eile. Indeſſen will ich eine intereſſante Scene aufführen. (Sieht ſich um) Ah, da iſt mein Schüler Spinoza!

Der Knabe. Zu dienen, Herr Lehrer! Bekomme ich heute kein Pensum?

Gabriel. Nein, heute haſt du Ferien!

Der Knabe. Ach, das iſt ſchön! (Er pflückt einige Blumen.)

Gabriel. Sag' etwas Geſcheidtes, damit ich mit dir Ehre einlege vor dem Publikum und der Nachwelt.

Der Knabe hält eine ſchöne Diſſertation de natura naturante.

Gabriel. Sehr gut. Ich will ſogleich den Kommentar dazu machen. (Er thut es cum applausu.)

Der Knabe. Kann ich jetzt gehen?

Gabriel. Warte noch einen Augenblick. (Zum Publikum) Hier, meine Verehrten, ſehen Sie den künftigen großen Philoſophen Baruch Spinoza und haben ſo eben aus ſeinem eigenen Munde einige Bruchſtücke ſeines großen Werkes: „Tractatus theologico-politicus", gehört. Beſonders kann ich Ihnen bei dieſer Gelegenheit den philoſophiſchen Roman: „Spinoza", von Berthold Auerbach, empfehlen, und bitte wohl zu bemerken, daß ich Alles was in meinem Bereiche liegt, aufbiete, um Sie auf's Beſte zu unterhalten. — So, jetzt kannſt du gehen. (Der Knabe will gehen.)

Gabriel. Halt! Noch eine gute Lehre auf den Weg. Denke nicht viel und lerne nichts, denn das nimmt Einem den Kopf zu viel ein und ſchadet der Geſundheit, wie du an mir ſehen kannſt.

Der Knabe ſieht ihn etwas verdutzt an, denkt ſich ſeinen Theil und geht ab.

Fünfte Scene.

Gabriel allein.

Gabriel. So, jetzt bin ich allein. (Er zieht ein Terzerol aus dem Buſen. Man hört den Geſang zur Verlobung) Nun geht's los! (Sieht in die Couliſſen.) Ha! jetzt wechſeln ſie die Ringe! Halt ein, Schurke! (Er legt an, läßt jedoch den Hahn und den Zuſchauer in der Spannung und geht mit den Worten von der Bühne:) Jetzt hätte

ich bald vorteilig dem Ben Jochai und dem Drama ein Ende gemacht!

Sechste Scene.

Van Straaten, Judith an Ben Joachi's Arm, de Sylva, der Schlächter und anderes Volk.

Van Straaten. Gott sei Dank, jetzt kann ich wieder ruhig in meinem Park spazieren gehen! (Zu Judith) Ich hoffe, du bist zufrieden?

Judith. O zärtlicher Vater, fragen Sie mich nicht.

Ben Jochai (für sich). Nun, Gabriel, wer ist ein besserer Spekulant von uns Beiden?

Judith. Entschuldigt, meine Lieben! Ihr seid mir sehr lästig. Laßt mich doch noch eine kleine Weile allein.

Alle (einstimmig). Mit großem Vergnügen!

Siebente Scene.

Judith (allein). Gabriel! Gabriel! Ich habe mich geopfert und bin eine große Heldin! (Sie macht hierauf nicht viel Worte und vergiftet sich) O Gott, wie tragisch ist mein Schicksal!

Ben Akiba's Stimme hinter der Scene: Ist Alles schon dagewesen!

Achte Scene.

Gabriel und Judith.

Gabriel Ukosta. (Sie ſprechen zuerſt etwas kühl mit einander, dann ſagt er:) Ich komme blos, um Ihnen zu gratuliren, Madame! (Oder auch:)

Noch einmal wollt' ich Dich ſehen
Und ſinken vor Dir auf's Knie,
Und ſprechen mit heißen Thränen:
Madame, ich liebe Sie!

Judith (zärtlich). Du biſt zu gütig, Gabriel! Was gedenkſt du jetzt zu thun?

Gabriel. Ich habe mir den Paß ſchon viſiren laſſen und gehe nach Deutſchland.

Judith (beſorgt). Willſt du deine Heimath verlaſſen?

Gabriel. Ich bin heimathlos!

Judith (noch beſorgter). Wie ſo?

Gabriel (gerührt). Haſt du mich nicht treulos verlaſſen?

Judith. Nein nein, Gabriel! (Immer ſchwächer werdend) Merkſt du nichts?

Gabriel. Was iſt dir? du ſiehſt ſo blaß!

Judith (wendet ſich gegen den Tiſch). Gabriel (ſieht das Glas und ruft): Ich glaube gar, du haſt Waſſer getrunken?

Judith. Nein, Gift!

Gabriel. Unglückſelige! (Ruft hinter die Couliſſen) Zu Hülfe! Zu Hülfe!

Neunte Scene

Alle erscheinen.

Gabriel. Seht hin! Das ist der Profit von Euern Börsenspekulationen.

Van Straaten. Meine Tochter stirbt! Das ist ja schrecklich!!

De Sylva. Ich hab' mir's gleich gedacht.

Ben Jochai zieht sich in sich selbst zurück und nimmt sich das Versprechen ab, nie mehr auf Livorneser abzuschließen.

Der Schlächter de Santos betrachtet stumm seinen schwarzen Bart.

Gabriel. Sie ist todt und ich lebe, das ist wirklich sehr sonderbar. Van Straaten, Ihr wißt, daß ich verflucht bin, nicht unter ehrlichen Menschen begraben zu werden; laßt mich also neben Judith in Euerm Garten begraben. Du, Ben Jochai, bist ein Schuft und bleibst es dein Lebelang! — So, jetzt hab ich hier nichts weiter zu thun! Dort, bei der schlanken Weide — Wollen Sie gefälligst einen Augenblick hier warten — bei der Weide — ich komme gleich wieder. (Er geht hinter die Coulissen. Die Andern warten — man hört zwei Schüsse, wovon der eine mit Schieß-Baumwolle, der andere mit altem Pulver geschehen ist.)

Van Straaten. Mir scheint, der Ukosta hat sich erschossen!

De Sylva. Es iſt mir leid um den jungen Menſchen, aber ich kann ihm nicht helfen. (Darauf hält er noch eine ſchöne Leichenrede; der Vorhang aber verliert die Geduld und das Gleichgewicht und ſtürzt ſich über Hals und Kopf der Spielenden auf die Bühne. Das Publikum, um ſich zu überzeugen, daß Gabriel wirklich todt ſei, ruft ihn noch einmal heraus.)

Die Stimme Ben Akiba's hinter der Scene:

Iſt Alles ſchon da geweſen!

IV.

1.

Briefe von Göthe.

Mitgetheilt von Carl Striemer.

2.

Der geſcheidte Arthurle.

Dorfgeſchichte von B. Urbachs ſeel. Erben.

3.

Aus dem Wanderbuche eines verabſchiedeten Hausknechts.*)

Mit Originalzeichnungen des Verfaſſers. Als Manuſcript gedruckt.

---

*) Durch beſondere Güte vom hochgebornen Verfaſſer, der ſich ſ. Z. in Dienſten des Sonderbundes befunden, (als Manuſcript) freundlichſt zum Druck überlaſſen.

Ungedruckte Briefe von Göthe.

Mitgetheilt

von Carl Striemer.

Lieber Striemer! Haben Sie doch die Gefälligkeit meiner Wäscherin einzuschärfen, daß sie die Bänder an meinen Unterbeinkleidern weniger fest knüpfe. Es ist wunderlich, daß sich bei zunehmenden Jahren meine Constitution in die engen Grenzen nicht mehr mit dem sonstigen Behagen hineinfindet.

Ihr wohlaffectionirter Göthe.

Carlsbad.....

Verehrte Freundin! Hier trinke ich nun den Brunnen, der denn auch seine gewohnte Wirkung freundlichst angedeihen läßt. Da ich in der Nähe eine merkwürdige Tropfsteinhöhle entdeckte, wohin es mich nach gebrauchtem Brunnen stets unwillkürlich drängt, so fehlt es denn auch an Beschäftigung mannigfacher Art nicht. Bleiben Sie uns zugethan

Göthe.

Aus dem Nachlaß Göthe's (zur Vervollständigung der nächsten Cotta-Ausgabe.)

Dem vielbewährten, erfahrenen Manne wird es nicht entgehn, wie auf den 30. April der erste Mai zu folgen pflegt, was nun wohl Anregung zu weiterm Nachdenken geben mag.

Der geſcheidte Arthurle.

Eine deutſche Dorfgeſchichte.

1.

Ich ſeh dich noch immer, geſcheidter Arthurle, in deiner leibhaftigen Geſtalt, mit dem breiten, aufgedunſenen Geſichte und der rothen Naſe wie ein großer Kupferkreuzer d'rauf, mit dem kurzen ſtruppigen Haar, in das du ſo oft gedankenſchwer hineingelangt haſt, als ſel's nicht ganz geheuer drin; du ſiehſt mich noch an mit deinen gutmüthigen großen Glotzaugen und ſperrſt das Maul auf wie das Thor einer Scheune, wenn das Heu eing'führt wird. Damals warſt du noch ein dummer Bube und ich auch und dem Schneider ſein Guido auch und die Schuſter Lucindel auch und da waren wir alleſammt noch recht dumme, tollpatſchele Menſchen. Zu der Zeit habt ihr nicht gedacht,

daß ich noch einmal Dorfgeſchichten ſchreiben könnt' und weißt du noch, lieber Arthurle, wie du mir einmal bei der großen Linde, hinten am kleinen Steg, rechts ab von der Straße, dreißig Schritt weit von dem großen Kreuz, wo die alte Schwanenwirth Generle*) immer gebettelt hat, wie du mir dort nach der Kirchweih' meinen neuen Filzhut eingetrieben haſt? nachdem ich meiner Großmutter alte Pelzmütze abgelegt! Ich erinnere mich noch ganz wohl deiner Kleidung, freilich iſt ſie leicht zu behalten; denn kein Hemd, keine Stiefel, keine Strümpfe, ein ſchmutziges Nachtleibel und Hoſen – durch deren einzelne Oeffnungen der Wind ſtrich — waren ja Alles; am Sonntag, da aber war es anders; da trugſt du kein ſchmutziges Nachtleibel und keine unverſchämt durchlöcherte Hoſen, ſondern du hatteſt alles geflickt und geſteppelt ſo gut wie jeder Andere, ja ſogar meiſt noch eine friſchgeſchlagene Beule hinter dem rechten Ohr; aber es war dir nicht recht wohl in dieſer Pracht, drum bleibe ich bei dir in deinem Alltagskleide.

Jetzt aber nimm mir's nicht übel, lieber Arthurle und mach' dich fort, ich kann dir meine Dorfgeſchichte nicht ſo in's Geſicht hinein erzählen, — ſonſt giebſt du mir vielleicht gelegentlich eine tüchtige Schelle, wenn ich per „geſcheidter Arthurle" von dir erzähle!

2.

Der Arthurle hat eigentlich einen ganzen Kalender von Namen. Denn er heißt eigentlich „Selcher's Wurſtels

*) Irrigenia.

Bua" und ſein Taufnahme iſt: „Seneca." Von ſeinem Ohm hat er den Namen: der „Schinder Theophilusl" und von ſeiner Bas der langhälſigen Bäbele „Marcellerl." Außerdem hat er noch viele andere Namen, die für ihn und für uns ſehr wichtig ſind; aber wir thum ihm den Gefallen und nennen ihn Arthurle, denn ſo wurde er faſt nie genannt und kann uns deßwegen nichts anhaben.

Wie der geſcheidte Arthurle noch nicht geſcheidt war, wie alle Kinder, ſo lange ſie noch keine Dorfgeſchichten leſen können, da hat er ſich immer auf der Gaſſe herumgetrieben, oder er hat vor dem Hauſe Purzelbäume geſchlagen, zuerſt auf der einen, dann auf der andern Hand, dann wieder auf der andern und dann wieder auf der einen, und endlich gar, wenn alle Buben beiſammen waren, auf beiden Händen, und weil er kein Schnupftuch hatte, putzte er ſich lieber gar nicht die Naſe, und wenn er in Noth kam, da kriegt er viel Angſt und von ſeinem Vater Prügel, weil er, wie man das bei uns im Dorfe nennt, „nicht bei Zeit die Hoſen umgewendet."

Unter ſolchen einfachen Spielen wuchs der geſcheidte Arthurle heran.

3.

Dem Arthurle ſein beſter Freund war der große Kettenhund, der „Nolitangerer."*) Das war ein gar kluges Thier, und wenn eins im Dorfe ein rechtes Maul hatte,

*) Wahrſcheinlich von Noli me tangere.

da pflegten die Mädeln zu ſagen: „guckſt du, der red't auch wieder ganz noltangeriſch.“

Der Arthurle ſaß oft ganze Tage lang in der Hundehütte und ſpielte mit dem Noltangerer. Manchmal kratzte ihn ſein Freund recht derb in's Geſicht; denn der Arthurle war ein geſcheidter Bub' und wenn das Olimperle,*) die Kuhmagd, dem Noltangerer ſein Eſſen brachte, da paßte der Arthurle ſchon darauf und aß in ſeiner Herzenseinfalt mit dem Noltangerer aus einer Schüſſel.

Außerdem war des Arthurle liebſte Geſellſchaft die fette „Reihkreuhlauenburgerin“, die braune Kuh mit dem weißen Fleck auf dem linken Ohr. Wenn er manchmal in der Stallthür ſtand, und die Lauenburgerin gar zierlich ihren fleiſchigen Hals herumdrehte und ihn mit den großen feingeſchnittenen Augen bedeutſam anſah, als wollte ſie ſagen: „Arthurle, du biſt mir ein lieber Schatz“, — da wurde der Arthurle ganz roth im Geſicht und inwendig drehte ſich ihm das Herz im Leibe vor Freude um, und er ſagte dann mit leiſer Stimme zur Lauenburgerin: „Nit war, gutes Beſt, i bin a g'ſcheidter Bua?“

Dann ging er hinauf in den Heuſchober, legte ſich recht tief und warm in's Heu hinein, legte die Hände gefaltet über den Magen und ſprach zu ſich ſelbſt: „Es iſt doch wirklich merkwürdig, wie vernünftig das Vieh iſt. Man ſollte faſt denken, daß eine Kuh mehr Menſchenverſtand hat

*) Olympia.

als unſereins. Aber ich bin doch auch ein geſcheidter Kerl."

Und da hatteſt du ganz recht, lieber Arthurle.

4.

An einem ſchönen Juliabend — es war der Tag, nachdem die Schneider-Lucindel von ihrer Ahn'*) die große Ohrfeige bekommen hatte, — alſo an einem ſchönen Juliabend ging der Arthurle auf's Kleefeld hinaus und ſetzte ſich auf den friſchen Dünger, den der Wagner Ktawerl**) am ſelben Morgen dahingeführt hatte. Er liegt ſo hübſch draußen, zwanzig Schritte vom Wege nach Wolkendorf, an dem Rain, wo der uralte Stein mit der merkwürdigen Inſchrift liegt, die kein Menſch leſen kann. Die alten Leute erzählen von dem Stein, daß er einmal über Nacht, wie's recht gewittert hat, vom Himmel gefallen ſei.

Da ſaß nun der Arthurle die Hände in den Taſchen und den Kopf zwiſchen den Achſeln und machte ein recht weinerliches Geſicht, denn er hatte eben von Mutter Sinele***) eine Tracht Prügel bekommen. Und der Arthurle ſaß nun da und war ſehr betrübt. Die untergehende Sonne lag noch auf der Erde, gerade wie ein Knödel in der Butter und ringsherum war Alles ſo ſtill, als wüßten's die Grillen und Käfer, daß der Arthurle recht ſchlecht aufgelegt iſt.

---

*) Großmutter.
**) Oktavian.
***) Euphroſine.

In der Nähe kam der alte Kurbatſch*) des Jägers Leibhund vorüber, das vernünftigſte Thier im ganzen Dorfe (der Roltangerer war bei weitem nicht ſo gelehrt). Wie der Kurbatſch den Arthurle ſah, lief er auf ihn zu, ſchnupperte an ihm herum und ſetzte ſich dann zu ihm hin, indem er laut winmerte, als wollte er zum Arthurle ſagen: „Guckſt du, mein lieber Freund, ich bekomme auch Prügel genug, aber wir müſſen's halt ertragen, das erfordert die chriſtliche Lieb' und Demuth, wie der Herr Pfarrer ſagt."

Der Arthurle ſeufzte tief auf, als verſtünde er die Troſtworte des Kurbatſch, griff dann unter Thränen in die Hoſentaſche, zog ein großes Stück Brod daraus, und biß ſich einen tüchtigen Brocken herunter, blickte dann in den Himmel hinauf, wo gerade der Mond wie ein Laib Käſe heraufkam und betete leiſe: „Wer ſein Lebtag zum Veſpern keine Prügel nit kriegt het, der kennt di' nit, du lieber Herrgott Jeſulein."**)

In dieſen wenigen Worten lag für Arthurle eine eigenthümlich beſeligende Kraft.

Er ſprang auf, wiſchte ſich mit dem Hemdeärmel Augen und Naſe und machte ſich auf den Weg nach Hauſe. Da hörte er in der Nähe eine helle Mädchenſtimme, die ſang aus voller Bruſt, daß der alte Kurbatſch ganz gerührt heulend mit einſtimmte:

---

*) Wahrſcheinlich von courage.

**) Wer nie ſein Brod in Thränen aß
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte.

Und wann i a möcht'
Und wann i a könnt',
I thät's halt do nit,
Blitzſapperment!

Und wann i a könnt',
Und wann i a möcht';
I thät's halt dann
Erſt juſt nit recht.

Denn wann's i a thät
Und thät i's a gern,
Möcht ſi' mei Schatz
G'wiß nit drum ſchern.

Der Arthurle ſang nun entgegen:

I bin a g'ſcheidter Bua
Und dumm bin i nit,
Mei Schatz lauft davon,
Wann ſ' von weiten mi ſieht ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Indeß kam das Olymperle, die hübſche Sängerin heran und rief: „O du Sapermenter, rennſt wieder auf'm Feld 'rum?"

Da ſah ſie das Arthurle mit ſeinen klugen Glotzaugen an, wurde ganz roth wie ein Puterhahn, ergriff zärtlich des Olymperle Hand und biß es mit den Zähnen in die Finger, daß das Olymperle laut aufſchrie und dann mit zitternder Stimme liſpelte: „Han'ſt mi denn ſo gern, Arthurle?"

– Zum Umbringen gern, entgegnete Arthurle, gab ihr einen Stoß und lief ſchnurſtracks nach Hauſe. —

* * *

Und das iſt die Geſchichte vom geſcheidten Arthurle.

Aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Hausknechts.

(Fragment.)

Mein Vater war Hausknecht, mein Großvater war Hausknecht, mein Urgroßvater war Hausknecht u. s. f. Ich bin daher auch Hausknecht und fühle mich berufen, meinen Stand gegen die Verunglimpfungen der Zeit in Schutz zu nehmen. Was gibt es in der That Edleres, als den langen Besen in der Hand, den schon ein würdiger Ahnherr geschwungen, in alten Rumpelkammern zu stöbern, das Vermoderte aus der Fäulniß zu ziehen, Weggeworfenes, das Niemand mehr nöthig hat, vom Roste zu säubern und somit zu beweisen, daß man auch nicht ganz umsonst auf der Welt ist. Was mir bei dieser Arbeit hin und wieder einfällt, will ich aufschreiben.

Ich bin viel herumgekommen in der Welt, aber bei allen Raufereien war mein Grundsatz, mich zu den Stärkeren zu schlagen; das beweist edle Abkunft und zeigt, daß man seine Kräfte gehörig zu schätzen weiß. In Spanien z. B. ist einmal eine Prügelei losgegangen. Sapperdidix! da war ein gewisser Herr von Karl, der eigentlich von seinem verstorbenen Bruder das Hausregiment

hätt' erben ſollen. Und weil er den unſchuldigen Zeitvertreib gehabt hat, die Leut, die nicht ſeiner Meinung waren, braten zu laſſen wie Winteräpfel, blos damit ſ' ein bischen mürber würden, und weil er nicht gern Zeitungsgefechte geleſen, ſondern lieber mit Ochſen gefochten hat, haben ſie ihn nicht wollen zulaſſen und haben ein falſches Teſtament hervorgeſucht. — Der Herr von Karl war aber ganz meine Paſſion. Herr Je, wie hab' ich mich für den geprügelt! Das iſt aber auch die Pflicht von einem ordentlichen Hausknecht, daß er mit Bürſten und Beſen dreinſchlägt für den rechten Herrn.

Ein anderes Mal — aber dazwiſchen muß ich erſt einen Aphorismus machen, damit ſich's beſſer ausnimmt.

Aphorismus.

Die Freiheit iſt eigentlich nur die Durchdringung abſoluter Materien mit einer gewiſſen Nebelmaſſe, deren Niederſchlag se fait sentir und nicht ſelten ungeſund fortwuchern thun thut. — C'est vrai, ſagt Montesquieu.

Alſo ein anderes Mal waren wieder die gemeinen Bauern die Stärkeren; ſie haben geſoffen, geplündert und ihre Herren todtgeſchlagen. Wie Alles ruhig und vorüber war, bin ich auch hingekommen, und wie ich geſehen hab', daß die Bauern Recht behalten haben, hab' ich geſagt: — Das iſt Alles ſchön und gut; das waren Eure rechten Herren nicht; jetzt laßt den rechten leben! Die dummen Bauern haben nicht verſtanden, was ich will; d'rauf hab'

ich Jedem ein Seidel Branntwein geben laſſen und da haben ſ' leben laſſen, wen ich hab' wollen. Wie ich aber nach Hauſ' gekommen bin, hab' ich ſonnenklar bewieſen in der Zeitung, daß die Erſchlagenen ohnehin geſtorbm wären und auch alt genug waren, da ſie ſchon aus dem Mittelalter ſtammten. — Dixi! ſagt Voltaire.

Aber ich muß dem geneigten Leſer, das heißt dem Leſer, der ſich gehörig vor mir neigt, auch meine verliebten aventures erzählen. Ja, ja, meine Verehrten, rümpfen Sie nur die geehrten Näschen! Ihre Tugend iſt ſo fade wie der grüne Thee im ſteifen Salon. Ich lobe mir die Tugend, die nichts von ſich weiß und die Nichts zu riskiren hat. Alſo geben Sie Acht! meine Liebesgeſchichten darf ich weder der Literatur, noch der Erbauung meines Standes vorenthalten!

Wir hatten große Campagne gemacht, die Mäuſe waren total in die Flucht geſchlagen. Ich und Hausknechts-Leutnant Prumſtengel wurden in einem Städtchen einquartirt im letzten Zimmer des einzigen Wirthshauſes. Der Leutnant hatte die unhöfliche Gewohnheit, wenn er müde war, ſich ſchlafen zu legen. Das wollte er auch jetzt thun. — Den Stiefelknecht! brüllte er, daß es durch das ganze Haus ſcholl. Ein aller-

liebſtes Mädchen erſchien. Ich, in ſolchen Dingen viel erfahren, knipp ſie in die Wangen und fragte: — Wo iſt dein Zimmer, kleines Schätzchen? Prumſtengel aber ließ ſie nicht antworten, ſondern donnerte: — Schaffen Sie lieber mir ein Zimmer! Ich kann doch nicht mit meinem guten Freunde, dem ſchlechten Kerl, eine ganze Nacht in einem Bette ſchlafen! — Das Mädchen winkte mir mit den Augen und ſagte zu Prumſtengel: — Zum Glück iſt gerade eins leer geworden; folgen Sie mir! Leutnant Prumſtengel packte ſeine Sachen auf den Arm, worunter auch der Stiefel, den er bereits ausgezogen hatte, rief mir ein vertrauliches: Gute Nacht, Lump! zu und hinkte mit einem beſtiefelten und einem beſtrumpften Fuße über den Gang, dem Mädchen nach. — Am andern Morgen kam der Prumſtengel ganz jämmerlich zugerichtet, das Geſicht voll Beulen, in mein Zimmer. — Wie ſiehſt du denn aus, Camerad, rief ich aus und ſteckte das rechte Bein luſtig in die Höhe. — Mordſakrament, begann nun mein Freund zu fluchen, das war heut' Nacht eine Bataille! — So, lachte ich, mit wem denn? — Nun mit wem? mit dem Wirthe, dem verdammten Grobian! Wie ich in der

Finſterniß die Stiege hinaufſteige, kommt mir eine menſchliche Geſtalt in den Weg. Ich denk', es iſt das Stubenmädl, ſtrecke die Hand aus — und ergreife eine ungeheure — — — Naſe. Die Naſe gehört aber dem Wirthe, der mir gleich ein paar Tüchtige in's Geſicht ver-

ſetzt, und ſo fing der Crawall an. Vermaledeite Geſchichte, das! — Wir lachten weidlich über das Abenteuer.

Das ſind die gemüthlichen Freuden eines verabſchiedeten Hausknechts.

V.

Literatur und Kunst.

1.

Die Karlsſchüler. Aus einem Schreiben meiner Tochter Karoline an ihre Mutter.

2.

Ein Beſuch beim Unberühmten. Charakteriſtik von F. Freiherrn v. M.....

3.

Jürgen Wullenweber's erſte Aufführung auf dem Stadttheater zu Köln. Bericht von Levit Stocking.

4.

Die trauernden Mehlſäcke. Oelgemälde von C. v. Möppl. Beurtheilt von Heſekiel Kieſelack.

5.

Die rationale Schafzucht. Leipzig 1848. Beſprochen für das Mitternachtsblatt.*)

*) Die Redaktion des M.Bl., welcher der Verfaſſer dieſe Recenſion eingeſandt, begründete die Aufnahmeverweigerung durch die in dem fraglichen Aufſatz zu ſtark hervortretenden progreſſiſtiſchen Tendenzen. — Wir erachten es als eine Pflicht, dieſem geiſtvollen Artikel in unſerem Taſchenbuche einen Platz zu gönnen.

Die Karlsſchüler.

Schauſpiel in fünf Akten von H. Laube.

aroline an ihre Mutter.*)

Meine liebe Mama!

Sie kennen ja meinen Lehrer, den Herrn Studioſus Nolke! Er iſt zwar noch ſehr jung, wie der liebe Onkel oft bemerkt, aber er gefällt mir ſehr gut. Nun, der Herr Nolke kommt geſtern zur Lektion und da ſagt er zur Tante: – Madame, heute müſſen Sie Fräulein Karoline in's Theater gehen laſſen! Heute geben ſie das neue Stück von Dr. Laube. — So? erwiedert die Tante, iſt das das Stück, wo der Schiller mitſpielt und auch die

*) Der Herausgeber erlaubt ſich durch Mittheilung dieſes tiefempfundenen Schreibens eine hoffnungsvolle Jungfrau, ſeine Tochter, in die Literatur einzuführen. Er erwartet von dem Wohlwollen ſeiner literariſchen Freund- und Bruderſchaft, daß ſie dieſe Erſtlingsſtrophen mit gewohntem Beifalle aufnehme. Zu gleichen Dienſten iſt er ja gerne bereit.

Unzelmann, wie ich glaube? — Ja wohl, sagt Herr Nolke ganz freudig, da spielt der Schiller mit und die ganze Räuberbande! — Sind neue Dekorationen und Costüme dabei? fragt der Onkel, der gerade von seinem Nachmittagsschläfchen aufwacht. — Und nun muß Herr Nolke gleich zum Theater laufen und bekommt richtig noch ein paar Logensitze. — Ach, wie ich mich freute, liebe Mama! Das war Alles so prächtig und schön, und die hübschen Kleider von der Laura und von der Gräfin, und die schönen Karlsschüler und die dumme Nette — doch ich will dir's, so gut ich's kann, erzählen. Aber, liebe Mama, sei nicht böse, wenn ich's dumm anstelle! Du mußt mir wieder die Fehler ausbessern und den Brief zurückschicken. So, jetzt fang' ich an! Also in dem ersten Akte, wenn der Vorhang hinaufgeht, stehen die Gräfin Hohenheim und die Generalin Rieger da und sprechen von einem Gedichte, das der Schiller gemacht hat, und reden so zutraulich Bäble und Fränzl mit einander, als wenn sie zusammen in eine Schule gegangen wären. Dann kommt die Laura dazu und plaudert von Moor und von Spiegelberg und von Schufterle, und dann kommt der Herzog; das ist ein guter, lieber Herr, und hat einen Bedienten, der sehr spaßig ist, und auf einmal stehen hinten an der Thür zwei junge Menschen. Der eine hat eine enge Cravatte und einen grünen Rock an und sieht gar nicht schön aus, und der andere hat hübsche weiße Beinkleider und einen grünen Frack und Beide haben Zöpfe. Auf einmal kommandirt der Herzog und die zwei jungen Männer marschiren herein.

Da frage ich den Herrn Nolke, der neben mir ſteht, wer denn der Eine mit der engen Cravatte und dem blaſſen Geſicht iſt? Da ſagt Herr Nolke ganz wichtig: — Das iſt der Schiller. — Nein, liebe Mama, wie ich erſchrocken bin! Der Schiller! Und ich hab' ihn mir ſo ſchön ausgedacht und ſo lieb und gut! Aber da ſteht der arme Menſch ſo zuſammengeſchraubt da und der Herzog ſchreit mit ihm, wie mit einem Stiefelputzer. — Nein, liebe Mama, ich habe weinen müſſen über den armen Menſchen — und — und mir ſcheint — die anderen Leute haben gelacht! — Und dann ſind ſie wieder hinausmarſchirt und der General Rieger iſt vormarſchirt und hat die Augen verdreht wie ein rechter Scheinheiliger, und dann iſt der Hauptmann Silberkalb vormarſchirt und hat ein paar Komplimente gemacht, und dann hat der Bleiſtift, der ſpaßige Bediente, von der Hundeemeute geſprochen, und der Herzog iſt hinaus- und hereingerannt, wie beſeſſen, und dann ſind ſie eſſen gegangen und der Vorhang iſt herabgefallen. — Ja, was ich bald vergeſſen hätte, ſo oft der Herzog hinaus- und hereingegangen iſt, haben ſie auf der Bühne getrommelt.

Im zweiten Akt ſind die Karlsſchüler (lauter hübſche junge Leute) im Examinirſaal und machen einen hölliſchen Lärm und ſprechen mit einander, wie die Räuber von Herrn Schiller. (Entſchuldige, liebe Mama, du haſt mir's zwar verboten und ich hab's doch geleſen, das Buch von den Räubern; aber ich hab's ganz für mich geleſen, Herr Nolke weiß nichts davon.) Aber der Herr Schiller

ist recht traurig und fährt manchmal wild auf, und die Nette (sie heißt nur so, ist aber ein dummer Junge) bläst auf der Klarinette, und da macht der Koch einen guten Witz auf Nette und Klarinette. Dann liest der Herr Schiller ein Gedicht vor von einem gewissen Herrn Schubart, und der Herzog hört erst heimlich zu, dann überrascht er die ganze Bande und läßt sich noch was von Herrn Schiller vorlesen, und dann muß der Schiller seinen Degen hergeben und der Akt ist wieder aus. — Weißt du, was den Herzog am meisten geärgert hat? Daß die jungen Leute schon Tabak rauchen und Punsch trinken. Sag's nur dem Bruder Franzl, der macht's auch immer so!

Dritter Akt. Die jungen Leute, die Karlsschüler, sind Alle eingeschlafen und haben schöne Kleider an. Dann läßt ihnen die Bärble Kaffee bringen, dann kommt der General Rieger und ein paar Bediente mit einem Stoß Bücher, und der Herr Schiller ärgert sich darüber, daß der General aus seinem Zimmer, während er nicht zu Hause war, Alles fortgetragen hat, was wirklich sehr abscheulich ist. Endlich kommt der Herzog und ärgert sich über den General Rieger, dann wird hinter der Scene Theater gespielt und auf einmal stürzt der Herzog wie wüthend herein und läßt den Schiller kommen und schimpft ihn wieder recht aus und sagt ihm endlich, er soll sich einsperren lassen. Der böse Mensch! Der Herr Schiller aber wartet lieber noch auf die Laura (ich glaube nicht, daß die dieselbe ist, an die er so schöne Verse gemacht hat), und da sind sie beide verliebt in einander.

— Weißt du, worüber ich mich sehr gewundert habe? Daß die Generalin Rieger die Laura so allein läßt mit dem Herrn Schiller. Das ist gar nicht schicklich! Und die Laura weiß auch gar nicht, was sie thun soll. — Sei nicht böse, Mama, die Laura oder der Herr Dr. Laube verstehen's gewiß besser als ich — aber mir kommt sie oft recht dumm vor. Besonders mit dem abscheulichen Hauptmann, der in allen Taschen und Winkeln herumspionirt und doch nichts Rechts erwischt.

Denk' dir, während der Herr Schiller so recht zornig und betrübt war, haben sie hinter der Dekoration Musik gemacht und Quadrille getanzt, was mich sehr geärgert hat!

Im vierten Akte sprechen der Herzog und die Gräfin mit einander über das Stück: „Die Räuber"; — ach, liebe Mama, der Herzog sagt auch, daß es Niemand lesen soll, weil's so schrecklich ist; aber die Gräfin, die gute, liebe Frau, nimmt den Herrn Schiller in Schutz (siehst du, Mama!), und — nein, ich hab' so viel geweint, — und dann kommt der Schiller herein; aber, liebe Mama, wie der auf einmal schön war! Ganz wie auf dem Bilde, die langen Locken und das Jabot, und wie schön der gesprochen hat! Der Herr Nolke neben mir hat wahnsinnig geschrieen vor Freude und der Donner hat dreingeschlagen, daß ich mich ordentlich gefürchtet hab'. Aber der Schiller hat auch dreingedonnert, daß ich ihn gern geküßt hätte, so fest ist er aufgetreten und hat dem Herzoge seine Meinung gesagt, bis der ihn ganz zornig mit dem General Rieger auf die Festung geschickt hat.

Der fünfte Akt ist gar schrecklich. Der arme Herr Schiller schaut zum Gitterfenster hinaus und will nicht davongehen, wie's der Koch gern haben möchte. Da kommt die Generalin Rieger und dann die Laura und endlich gar die Gräfin Hohenheim selbst und reden ihm zu. Und die Gräfin bringt ihm sein geschriebenes Buch wieder (den „Fiesko", er ist roth eingebunden), und dann endlich sagt Herr Schiller, daß er die Laura nicht mehr mag, und sich ganz aufopfert, damit wir seine schönen Gedichte und Theaterstücke zu lesen bekommen. (Siehst du, Mama, das hat mich recht gefreut von dem Herrn Schiller. Das war so brav von ihm und hat ihm auch recht gut gepaßt.) Und wie er fort ist, denke ich mir: Nun, Gott sei Dank! der gute Herr Schiller ist nun fort und wird glücklich sein und das Stück ist aus — aber auf einmal hört man schießen, und der Herzog und der Rieger kommen und machen ein Spektakel, daß man glaubte, das Haus und der hohe Asperg fallen zusammen. Nun kommt gar noch ein Brief aus Mannheim, worin der Graf Dalberg schreibt, daß die „Räuber" von Schiller so gut gefallen haben und daß man nur deutsche Stücke und keine französischen aufführen soll. Siehst du, liebe Mama! Jetzt mag ich auch nicht mehr französisch lesen und nur deutsches Theater hören. Wie nun der Herzog dagestanden ist, wie mit kaltem Wasser übergossen! — Und die „Räuber" haben auch dem Grafen Dalberg gefallen, siehst du, Mama, warum soll ich sie also nicht lesen? — Wie nun der Vorhang herab ist, schreit Herr Nolke: Schiller,

Wagner, Fräulein Unzelmann, Laube! und wie Niemand ſchnell kommen will, ruft er: Herr Dr. Laube! und der Vorhang geht in die Höhe und der Dr. Laube führt den Herrn Schiller herein und ſie verbeugen ſich Beide und — das Stück war aus. —.

Wie ich zu Hauſe war, da habe ich den guten Onkel an ſein Verſprechen erinnert. Er muß mir nämlich ein kleines Theater kaufen mit papierenen Figuren, die recht ſchöne Kleider haben und ſich am Draht bewegen, und da laſſ' ich ſie die ganzen Karlsſchüler ſpielen und Herr Nolke muß mir die ſchönen Reden von Herrn Schiller immer dazu deklamiren. Nicht wahr, liebe Mama, das wird unterhaltend ſein! Ach, ich freue mich ſchon ungemein!

Leb' wohl, Mama! Viele Küſſe von deiner kleinen

Karoline.

Nachſchrift. Ich bitte dich, liebe Mama, zeige nur Niemanden den Brief; wenn Herr Nolke erfährt, daß ich über ihn geſchrieben habe, wird er bös und nennt mich ein naſeweiſes, ſchnippiſches Ding! D.

Mein Besuch bei dem Unberühmten.

Charakteristik

von F..... v. M.....*)

Unsere Zeit ist eine Zeit des Uebergangs. Göthe hat gelebt und Napoleon ist gestorben. Nichts destoweniger liegt der geistige Kern des absoluten Ich in allen Erscheinungen des Universums und des Mikrokosmos. Le style c'est l'homme, sagte Büffon und bezeichnete mit diesen wenigen Worte eine große Epoche der Freiheitsentwickelung des Menschlichen in dem fortschreitenden Bewußtsein des Weltgeistes. Man hat dies früher Weltgeschichte genannt. So berühren sich die Blüthen der geistigen Flora mit dem im Aether des Zeitbewußtseins verstreuten Samen des ab-

---

*) Dieser Beitrag zur Literaturgeschichte unserer Zeit ist der geistreichen Feder eines jungen talentvollen Dichters entflossen, dem wir das Manuscript zu diesem Jahrgang unseres Taschenbuchs verdanken und von welchem demnächst ein Band „Lyrisches" in unserm Verlage erscheinen wird.

A. d. Verlegers.

strakten Gedankens, wie zwei entgegenstrebende Magnete, welche gleich eben so vielen kongruirenden Momenten der physischen Bewegung, in einander übergehen, und den Geist der Zeit im Allgemeinen, so wie den culturhistorischen Beruf im einzelnen Individuum erzeugen. Der Geist der Zeit ist ja eigentlich die Zeit des Geistes!

Von diesen Gedanken durchdrungen, welche sich in meinem Dichtergemüthe unabweislich Geltung zu verschaffen wußten, fuhr ich in einem vierspitzigen Postwagen in das kleine Städtchen Plautz im Oberschlesischen ein. Das Bewußtsein, nun bald vor dem großen Manne zu stehen, dessen Werke einen so nachhaltigen Eindruck auf meine ganze lyrische Richtung hervorgebracht hatten, das eigenthümlich zaghafte Gefühl, welches sich jeder vom Hauche der Poesie durchströmten Brust in solchen Augenblicken bemächtigen muß, verhinderte mich, auch der Natur und der Geschichte der Umgegend die nöthige Aufmerksamkeit zu schenken. Doch verschmerzte ich gern den Genuß, welchen mir einige geistreiche Bemerkungen an diesem Orte bereitet hätten, in der Erwartung dessen, was eigentlich das Ziel meiner Reise war.

Im Gasthofe angelangt, war meine erste Frage: „Wo wohnt der Unberühmte?“ — Der Wirth sah mich erstaunt an. — „Ich kenne keinen Mann mit diesem Namen. Sie müssen sich irren“, sagte er. — Ein jeder Andere wäre wohl in diesem Augenblicke in Verlegenheit gekommen, aber mein unerschöpflicher Geist legte mir schnell die Frage

in den Mund: „So? dann sagen Sie mir, wo wohnt der Mann, der eigentlich keinen Namen hat, der Unberühmte?“ — „Oh, bei uns sind alle Kinder getauft und in's Kirchenbuch eingetragen“, entgegnete mit einer gewissen Entrüstung der einfältige Kleinstädter. — „Sagen Sie mir, mein Bester, giebt es hier im Orte keinen Literaten, oder Schriftsteller?“ forschte ich weiter. — Oh ja, der „Franz Peitz ist Schriftmaler, der macht alle Schilder, der wohnt oben in der Hubertsgasse Nr. 12.“ —

O sancta simplicitas! dachte ich und wollte schon verzweifeln, als die Wirthin herankam und zu ihrem Manne sagte: „Weißt, Sebastian, der junge Herr wird vielleicht den alten Schreiber meinen, der oben in der Kanzlei allewelle die alten Bücher und Scharteken ausklopft.“ — Diese letzte Bemerkung schien mich meinem Ziele näher zu bringen. Ich nannte schnell einige Romane, ein großes Drama und einge Sonnette, von welchen ich in den Zeitungen gelesen, daß sie der Unberühmte im Manuscripte liegen habe.

Der Wirth schüttelte wieder mit dem Kopfe und meinte: „Na, davon weiß ich nichts, die Klagschrift gegen den goldenen Traubenwirth hat er mir wohl einmal aufgeschrieben, und beim Seifensieder lernen die Kinder von ihm lesen und schreiben.“

Ich sah nun, daß ich hier vergebens nach der Wohnung des Unberühmten forschen würde.

Les beaux esprits se rencontrent, dachte ich und eilte auf gut Glück die Gasse hinauf. Tief im Innern aber

fühlte ich mich empört und mein Blut war in höchster Aufregung. Wie lange, undankbares Deutschland, sagte ich zu mir selbst, wie lange noch wird es währen, bis du deine großen Männer zu schätzen und zu ehren lernen wirst. Man kennt den Schriftmaler in jedem Städtchen, aber den Mann, der durch das Rad seines Geistes eine ganze Welt in Bewegung setzt, den größten Mann, der sich selbst in poetischer Bescheidenheit den Unberühmten nennt, diesen Genius kennt Niemand auf dieser weiten Erde?! O deutsche Nation, wie weit stehst du noch den modernen Völkern des Westens nach! — —

Plötzlich stand ich vor einem kleinen niedrigen Hause, über dessen Thore Nichts als ein mächtiger schwarzer Fleck einem großen Tintenkleks ähnlich, zu sehen war. „Hier ist's, hier muß es sein!" schrie es mit einem Male jubelnd in mir auf der glückliche Stern, der über jedem Dichterhaupte schwebt, hatte auch mich auf die Spur geleitet.

Ich stieg eine schmale finstere Treppe hinauf. „So läßt er uns immer im Finstern tappen, dachte ich, der große Mann, es ist seine ganze Eigenthümlichkeit, sich in ein geheimnißvolles Dunkel zu hüllen!" — Endlich kam ich an eine Thüre. Wie zitterte meine Hand, als ich die Klingel zog! Lange wartete ich; es kam Niemand, um zu öffnen. Das Blut gerann mir in den Adern, ich erstarrte zu Eis. Endlich ermannte ich mich und läutete noch einmal. Aber wieder vergebens. Ich muß ihn sehen, sagte ich zu mir selbst, und sollte es mein Leben kosten! Heftig riß ich die

Thüre auf und trat in einen dunkeln Vorsaal. Die Wände waren nackt, ein alter Papierkorb stand rechts am Fenster, in der linken Ecke lehnte ein eiserner Ofen, nahe an der Thüre befand sich ein Spucknapf. Ein heiliger Schauer durchfuhr mich, als ich mich in diesen Räumen umsah. So anspruchlos, so ohne allen Schein von Berühmtheit, so nackt und sich selbst genügend war Alles, ganz wie der Mann, dessen Geist diese Räume beherrscht. Lange Zeit stand ich so in meinen Gedanken versunken — es schien ein neuer Lerchenfrühling in meiner Brust aufzugehen. Es blieb aber Alles stille im Hause und keine menschliche Seele zeigte sich. Endlich faßte ich Muth und — legte mein Auge an das Schlüsselloch der Thüre, die mir am nächsten war. — — Ich sah nur einen Theil eines sehr ärmlich eingerichteten Zimmers. Ein unpolirter Tisch, (ich glaube, die Füße standen etwas schief), ein hölzerner Lehnstuhl, den Sitz mit Strohgeflechten versehen, und einige Papiere und alte Bücher schienen den ganzen Haushalt des Unberühmten auszumachen. Und er selbst? Am Fenster lag eine menschliche Gestalt, und sah auf die Straße hinaus. Ich kennte gerade die edelsten Körpertheile gewahren — und bewundern. Denn wer kennte da noch einen Augenblick zweifeln, daß in diesem verblichenen, grauen Schlafrock, aus dessen Tasche ein großes gefärbtes Schnupftuch blickte, der gewaltige Körper, der erhabene Geist des Unberühmten stecke? — Der Athem stockte mir, und ich kennte lange kein Auge von dem unerwarteten, begeisternden Anblicke abwenden. Welche Milde und Weichheit in den Formen

dieſes Rückens, welche Sanftmuth und Menſchenfreundlichkeit in den abgerundeten Falten des Rockſchoßes, welche doch nur der Ausdruck einer innern raſtloſen Thätigkeit ſind! Wer würde da noch an den vielverläumdeten Satyriker denken?!

Ich fühlte mich wie neubelebt und wagte kaum, den großen Mann durch den Tritt meiner Füße zu ſtören, als ich mich endlich langſam und leiſe wieder entfernte. Eine nie gekannte heilige Stimmung durchwogte meine Bruſt, das Göttliche hatte ſich mir in Menſchengeſtalt gezeigt, und meine Dichterſtirne durch das Schlüſſelloch berührt. Die ganze Welt ſchien mir wie verjüngt, als ich wieder das Haus verließ. Doch eben, als ich aus dem Thore trat, fiel etwas von oben herab auf meinen Hut. Ich nahm den Hut ſchnell ab und bemerkte auf dem Deckel den Ausdruck eines kräftigen menſchlichen Organismus, wie er nur den Lippen eines großen Mannes entſtrömen konnte. Schnell wendete ich meine Blicke empor und ſah ihn, den Unberühmten, der mit einem feinen ſatyriſchen Lächeln auf mich herabblickte. Dieſes Lächeln, dieſe Züge, dieſes Geſicht, ich werde es nie vergeſſen! Lange ſah ich noch zurück, während ich dem Gaſthauſe zueilte. Der Unberühmte lächelte noch immer fort. — Den Hut habe ich nebſt dem zarten Angebinde des großen Unbekannten aufbewahrt. —

Als ich im Gaſthofe ſaß, that es mir weh, ohne eine Zeile des Verſtändniſſes von dem Unberühmten ſcheiden zu müſſen. Ich ſandte ihm alſo ſchnell durch den Kellner ein Blatt meines Albums mit der Bitte, mir einige Zeilen

zur Erinnerung an die unvergeßlichen Augenblicke unſeres Zuſammenſeins zu weihen.

Ich glaube unſeren Zeitgenoſſen und der Nachwelt einen nicht unbedeutenden Dienſt zu erweiſen, wenn ich dieſe wenigen einfachen, aber tiefſinnigen Worte mittheile.

Sie lauten: „Der Unberühmte an den Unbekannten."

„Der Eſel iſt ein dummes Thier,
Was kann der Elephant dafür?"

Theater.

C. Trutzkopf's Jürgen Wullenweber.

Erste Aufführung

auf dem Kölner Stadttheater.

Vorbericht von Levit Stocking.

Wenn wir die deutsche Geschichte der vergangenen Jahrhunderte mit unbefangenem Auge durchgehen, werden wir kaum eine Persönlichkeit finden, welche würdiger wäre, durch die Meisterhand eines Karl Trutzkopf dramatisch behandelt zu werden, als eben Jürgen Wullenweber. Und wie wunderbar sind die Fügungen der göttlichen Vorsehung! Mußte nicht eben auch Jürgen Wullenweber so lange im Schutte der Archive begraben liegen, bis ein deutscher Genius wie Karl Trutzkopf, geboren ward, um dem deutschen Volke mit der ganzen Kraft seiner dramatischen Beredsamkeit die Heldengestalt eines ächten deutschen Mannes vorzuführen? Wir müssen uns eingestehen, daß selbst die ganze Bedeutung, welche der Lübecker Freiheitskämpfer des 16. Jhrhunderts, für seine Zeit und für die unsere haben kann, nur durch die rastlosen Bestrebungen gerechtfertigt werden kann, mit welchen ein großer Dichter, wie Karl Trutzkopf, den Deutschen ein nationales und eigenthümliches Drama zu schaffen, unabläßig bemüht ist. Es ist ein bedeutsames Zeichen von der Gesunkenheit unserer literarischen Zustände, daß noch eine große Menge dramatischer Talente neben einem Manne, wie Karl Trutzkopf, zu bestehen versuchen, ja es liegt darin ganz die suffisance und mépris des grands hommes, welche unsere deutschen Schriftsteller

gegen die größten Genüsse der deutschen Nation aus den korrumpirten Zuständen Frankreichs gelernt haben und nun mit verletzender Arroganz an den Tag legen!

Um von dem neuen Drama selbst zu sprechen, brauchen wir bloß zu erwähnen, daß diese neue Arbeit unstreitig das Meisterstück, die wunderbarste Schöpfung ist, welche bis jetzt der geistreichen, phantasievollen, kräftigen Feder unseres Freundes Karl Trutzkopf, entsprungen ist. *) Wir finden hier dieselbe großartige Anlage, dieselbe Klarheit und Durchsichtigkeit der innern Motive, dieselbe grandiose Auffassung und Durchführung der Charaktere, dieselbe Pracht der Diktion, welche wir in den frühern Werken des genialen Dichters Trutzkopf zu bewundern hatten; dieselbe ursprüngliche Kraft und Fülle des Talentes, welche den Namen Karl Trutzkopf's ohne Widerede den leuchtenden Namen eines Sophokles, Shakespeare gleichstellt; die beredte Darstellung unseres Zeitbewußtseins, welche nur dem durch die Philosophie und Literatur unseres Jahrzehends gebildeten Geiste Karl Trutzkopf's möglich ist, stellt ihn auch unbedingt über unsere deutschen Koriphäen Göthe und Schiller, welche in der ganzen Auffassung des nationell deutschen Elementes weit hinter unserer bewegten Zeit zurückgeblieben sind. — Eine nähere Beurtheilung können wir erst dann wagen, wenn Publikum und Kritiker in Deutschland auf die tiefsten Intentionen des großen unerreichbaren Poeten, Karl Trutzkopf, mit besonderer Beziehung auf das eben besprochene Drama vollkommen eingegangen sein werden!

*) Ich hatte dasselbe zwar schon von „Gabriel Ulosta" behauptet. Aber wer konnte damals wissen, daß die überreiche Feder Karl Trutzkopf's so schnell ein weiteres Meisterstück liefern wird, in welchem er sich selbst übertroffen hat!

Kunſt.

Die trauernden Mehlſäcke.

Oelgemälde

von Karl von Möppl.

Wir brauchen wohl kaum zu bemerken, daß wir es hier mit einem Kunſtwerke im wahren Sinne des Wortes zu thun haben. Die durchgeiſtigte Auffaſſung des Unmittelbaren und Unnahbaren, die ideale Verklärung des aus der Tiefe des Gemüthes geſchöpften künſtleriſchen Vorwurfs, welche die ganze Richtung der Düſſeldorfer Schule bezeichnet, tritt uns in dieſem Gemälde des ſchnell berühmt gewordenen jungen Künſtlers in der vollkommenſten Verwirklichung entgegen.

Es liegt ein eigenthümlicher romantiſcher Hochgenuß darin, wenn wir einen anſcheinend unbedeutenden Gegenſtand, wie eben Mehlſäcke ſind, in ihrem innern, urſprünglichen Weſen erfaßt und in ſchönſter Harmonie der Formen und Farben dargeſtellt ſehen. Der wahre, echte Künſtler, dem eine göttliche Inſpiration inne wohnt, wird auch ſtets von einem unbewußten Gefühle geleitet, denjenigen Stoff wählen, welcher ſeiner hohen Begabung und geiſtigen Tragkraft würdig und möglich iſt. Drum kann auch die

nichtsſagendſte Materie, die ganze unbegreifbare Geiſterwelt, ja das unerklärbare ſeeliſche Etwas in „ſeines Nichts durchbohrendem Gefühle“ ein würdiger Vorwurf für jedes Kunſtwerk ſein — wenn eben die Individualität des ſchöpferiſchen Genies mit dem tiefen Inhalte jener idealen Welt congruirt. Einem ungeweihten Auge, einer frivolen Anſchauungsweiſe iſt es freilich nicht gegeben, in das Innere der Schöpfung zu dringen und ſelbſt in dem Kleinlichſten, Unbedeutendſten den Funken eines urſprünglichen, göttlichen Geiſtes zu erkennen. Solche Menſchen, welche nur dasjenige für darſtellungsfähig halten, was ſie mit dem beſchränkten irdiſchen Geiſte, oder mit der vernünftigen Erkenntniß, wie ſie es nennen, vereinbar finden, oder ſolche, welche behaupten, daß nur derjenige Stoff, der ein wirklich erkennbares ideales Moment in ſich trage, für die Kunſt zu empfehlen ſei, ſolche rationaliſtiſche Verſtandesköpfe können unmöglich über ein Kunſtwerk oder eine Kunſtepoche urtheilen wollen.

Es gehört ein reines, naives, gläubiges, ſich ſelbſt unklares Gemüth dazu, um für die Eindrücke der Kunſt empfänglich zu ſein. Ja ſelbſt unſere ſinnlichen Organe bedürfen einer eigenen Qualifikation zur gehörigen Auffaſſung eines Kunſtwerkes, wie dies ein tiefgewiegter Kunſtkenner erſt in jüngſter Zeit durch eine Novelle im Stuttgarter Morgenblatte „über den breiten und ſpitzen Blick“ nachgewieſen hat.

Mit dieſer neuen Kunſttheorie vollkommen übereinſtimmend, betrachten wir einmal „die trauernden Mehlſäcke“ mit dem „breiten Blicke“, ſo gewahren wir eine rührende, wahrhaft poetiſche Gruppe von Mehlſäcken verſchiedenen Alters und Geſchlechtes. In der Mitte der ergraute Alte mit dem würdigen klaſſiſchen Antlitze, das Haupt mit Mehl beſtreut, zu beiden Seiten ſeine blaſſen, von Kummer und Gram gebleichten Kinder! Das ganze tragiſche Loos einer tiefgebeugten Getreidegeneration, welche durch die unbarm-

herzige Sichel des Schicksals dahingerafft, unter der zermalmenden Gewalt eines feindlichen Mühlwerkes, dessen Herzen von Stein, erliegt; die ganze geistige Bedeutung der Geschichte des Mehlvolkes ist mit wenigen aber markigen Strichen hier dargestellt. Ein „spitzer Blick" wird freilich hier bloß ein paar gewöhnliche Säcke, welche eben mit Mehl gefüllt, verladen werden sollten, ersehen können und ihm wird auch die Harmonie entgehen, welche gerade in der Monotonie der hier angewendeten Farben liegt, so wie die Steifheit in der Stellung der Säcke, und in der Behandlung des Faltenwurfs, worin eben das Klassische, Unerschütterliche des weltgeschichtlichen Momentes in höchster Vollendung ausgedrückt ist. Der Ton der Farben in diesem schönen Gemälde ist sehr warm, das Colorit höchst lebendig, die fleischigen Parthien scheinen jedoch im Einzelnen zu pastös aufgetragen, so wie die Skurze nicht alle glücklich motivirt sind; die Lichter scheinen besonders in den helldunkeln Tinten markirt und in den grellen Uebergängen zu sehr glasirt. So viel für den Laien. Der wahre Kunstkenner weiß ohnehin, was er von diesem Gemälde zu halten hat. —

Dr. ⊙∞✱

Literatur.

Die rationale Schafzucht. Resultate dreißigjähriger Praxis und Erfahrung. Leipzig 1848. geh. 22 Bogen. (Censurfrei??!)

Unter diesem anscheinend unverfänglichen Titel ist uns dieser Tage das vorstehende Buch zugekommen, welches unter seinem arglosen Aeußern die allergefährlichsten, wühlerischsten Tendenzen zu bergen scheint. Wir fühlen uns verpflichtet, diese neue Perfidie der „schlechten" Presse, die zur Verbreitung mißliebiger Richtungen kein Mittel unversucht läßt, vor das Forum der Oeffentlichkeit zu bringen. Indem wir die Beurtheilung des Buches, das die Fahne des Rationalismus gleich auf dem Titelblatte aufsteckt, allen Wohlgesinnten anheimstellen, sei es uns vergönnt, unsere Ansicht durch die Mittheilung nachstehender demselben entnommener Stellen zu begründen.

Was soll man z. B. dazu sagen, wenn sich der aus dreißigjähriger Erfahrung berichtende, sicherlich pseudonyme Verfasser (vielleicht Heinzen, Bauer, Marr??) auf S. 16 nachstehende Ausfälle (wobei er hämischerweise sicher bestimmte Personen im Auge hatte) erlaubt:

> „Die erste Pflicht des Dirigenten ist, überall selbst nachzusehen und sich nicht unbedingt auf die Aussagen und Berichte des Personals zu verlassen, denn oft genug sind diese geflissentlich entstellt und falsch, oft genug aus Unwissenheit und Unbeholfenheit mangelhaft" u. s. w.

oder wenn der Verfaſſer gegen die von der Gräfin Hahn-Hahn erfundene und geſchilderte moderne „Drehkrankheit“ der Vornehmigkeit (Levin I. 201)

> „Abführende Mittel ſowie Blutlaſſen (!!!) im erſten, aufreizende und ſtärkende Mittel (man höre!!) im zweiten Falle“

anräth, was er wohl nicht umſonſt mit geſperrter Schrift hat hervorheben laſſen. — Seite 45 fällt der Verfaſſer etwas aus der Rolle (vielleicht iſt's auch nur Ironie), wenn er ſagt:

> „Das ne quid nimis möchte gegenwärtig über die Thür jedes Schafſtalles (——??) geſchrieben werden. Denn man treibt es damit faſt ebenſo, wie man es vor zwei Decennien mit der Freiheit übertrieb.“

Offenbarer hiſtoriſcher Unrichtigkeiten wollen wir hier gar nicht gedenken und nur der Curioſität halber eine Stelle beifügen:

> „Denn der kräftigere Negrettiſtamm (?) konnte eine ſolche unnatürliche Anſtrengung leichter und mit minderer Gefahr durchmachen. Daher war die Krankheit auch in Oeſterreich, wo man dieſe kräftigen Thiere (?) hatte, noch gar nicht bekannt, als ſie ſchon lange in Sachſen (!) wüthete und von da nach Schleſien (?!) verpflanzt wurde.“

Was ſoll ſchließlich die Aufführung von „Thatſachen“, wie die Seite 275 erwähnten, wo uns der Verfaſſer Wunderdinge von dem fabelhaften Reichthume öſterreichiſcher und ungariſcher Cavaliere erzählt, die für einen einzelnen Widder von reinem Blute ſelbſt 12000 Fl. C. M. zahlen, — Anderes bezwecken, als eine ſtrafbare Aufreizung der communiſtiſchen Gelüſte Beſitzloſer gegen die Beſitzenden?! — Doch genug! — Aus den wenigen Anführungen, denen wir noch Dutzende an die Seite ſtellen

können, ergibt ſich ſchon zur Genüge, wie die Zwanzig-Bogen-Freiheit — denn auch das vorſtehende Buch verdankt wohl einzig nur dieſem neuen Auskunftsmittel der ſchlechten Preſſe das Daſein — wohlmeinenden Regierungen immer wieder neue Verlegenheiten bereiten muß. Ja, mit prophetiſchem Blicke ſehen wir den Zeitpunkt nahen, wo jene ultraradicalen Schriften über Hebung der Schwerhörigkeit, Kahlköpfigkeit, Schwindſüchtigkeit, Gedächtnißloſigkeit, Hundswuth u. ſ.w. unter dem Schutze der Zwanzig-Bogen-Freiheit das arme Deutſchland überſchwemmen werden.

Wichtige literariſche Anzeige.

Noch im Laufe dieſes Jahrhunderts erſcheint im Verlage von Otto Spamer oder ſeiner Erben:

Grog,
Organ für die geiſtigen Intereſſen der Menſchheit.

Erſcheint in wöchentlichen Nummern von 8 Seiten in Imperial-Speiſezettel-Format, auf gelindem Löſchpapier mit eingedruckten Tabaks-Vignetten.

In vino veritas.

Lange genug hat der deutſche Geiſt in den dumpfen Kellern geſchmachtet; das Volk hat ſich erhoben und der Werth des vaterländiſchen Ruhmes iſt geſtiegen! Die deutſche Einheit iſt kein leerer Klang mehr; alle wahren Männer unſerer Nation leben nur unter dem ſtarken Einfluſſe eines echten Nationalgeiſtes, jeder ehrliche Kämpe für Vaterland und Freiheit iſt auch auf einen großen Hieb gefaßt und wird den Kelch des Bittern bis auf den letzten Tropfen hinabſchlürfen. Alle Partheien ſuchen ein gemeinſames Organ zur Verſtändigung und Verſöhnung. Die Konſervativen, dieſe Dunkelmänner des Braunbiereß, lieben es, Alles auf einem Sitze abzumachen; die „kühlen Blonden", auch die Männer des juste milieu's genannt, wechſeln aus innerer Nothwen-

digkeit ſofort ihren Standpunkt, da keine Parthei mit Sicherheit auf ſie zählen kann und die radikalen Verfechter des Lagerbieres und Portweins verlieren nur zu leicht den Kopf und fallen ab. Wir können daher mit Recht behaupten, daß unſer „Grog," als Organ für die gemeinſamen geiſtigen Intereſſen, einem großen, lange gefühlten Zeitbedürfniſſe entgegenkomme. Möge die Theilnahme für unſer literariſches Unternehmen ſo groß ſein, als der allgemeine Wunſch nach geiſtiger Anregung und Einigung ſich bemerkbar macht.

☞ Ueber Preis und Ausdehnung dieſes wichtigen Unternehmens verweiſen wir auf den künftigen Proſpectus.

Die Verlagshandlung.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.